Bav.
[?]281 m Rosenberg

<36613942210017

<36613942210017

Bayer. Staatsbibliothek

Brav. 2281 m

R.

Rosenberg

eine baierische

Klostergeschichte

in

zwey Theilen.

Frankfurt und Leipzig.
1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An den Leser.

Theils die Geschichte meiner sehr hart gelebten Jugend, und theils auch andre Umstände haben mich bewogen, gegenwärtige Kloster und Lebensgeschichte bekannt zu machen. Ob ich Lob oder Tadel erhalten werde, das weis ich noch nicht. Genug! ich wünsche nichts, als meine lieben Landsleute auf jene Unglückliche aufmerksam zu machen, die ohne Vermögen ohne Freunde, ohne Aussicht studieren und es am Ende mit allen ihren Wissenschaften doch nicht weiter bringen, als in ein Kloster zu gehen, oder — betteln zu müßen.

Ich habe in meiner Jugend sehr harte Dinge gelitten; ja ich war gezwungen, in Noth, Verfolgung und Elend das bischen brauchbarer Kännt-

nisse mir zu erwerben. Ich habe, der Himmel weis es, alle Bitterkeiten eines verfolgten und dürftigen Lebens gefühlt O! schmerzliche Erinnerung dessen, was vorüber ist!

Indeß bitte ich meine Leser, von mir keinen Roman gewöhnlicher Art zu erwarten. Man wird sich irren, wenn man seltsame Auftritte, unnatürliche Verwicklungen, und wunderbare Begebenheiten zu finden glaubt. Ich habe für den edlern Theil meiner Landsleute die Bemühungen eines Schriftstellers auf mich genommen, und mir nichts so sehr angelegen seyn lassen, als Liebe zur Tugend, und Abscheu gegen Ausschweifungen in jungen Herzen wieder zu erwecken. Dieß ist der Wunsch.

Des Verfassers.

Brie-

Briefe des jungen Rosenbergs an Ehrenfried.

P. den 15. May 17 —

Theuerster Freund!

Ich habe Ihnen bey meiner Abreise von M-- versprochen, Ihnen, so bald ich in meinem Vaterstädchen angekommen seyn würde, zu schreiben. Allein es war mir damals, wo sich so viele Umstände ereigneten, mich zu betrüben, unmöglich, an Sie mit meiner gewöhnlichen Laune zu denken. Stellen Sie sich einen kranken, sterbenden Vater vor, der

keinen andern Wunsch mehr hatte, als seinen Sohn vor dem Ende des Lebens noch zu sehen, und ihn das leztemal zu segnen. Ich weis nicht, wie ich Ihnen die Angst beschreiben soll, mit der ich vor ihm stunde. Er lag beynahe ein Jahr an der Auszehrung, und ich fand nichts mehr, als dürre Knochen an ihm. Er streckte seine Hand hervor, und bemühte sich, die Augen aufzuheben, um noch einmal denjenigen anzusehen, den er erzeugte.

Ach! wie kläglich war dieser Blick! Mein Herz war zu beklemmt, als daß ich im Stande gewesen wäre, einige Worte hervor zu bringen.

Den andern Abend kam der Beichtvatter, und nachdem sie sich eine Weile mit einander unterhielten, lies mich mein Vater rufen. Ich mußte mich zu ihn neben das Bett hinsezen.

„Du warst stets meine einzige Sorge, fieng er endlich an, und ich habe mich immer gefreut, dich vieleicht noch vor meinem Tode versorgt zu sehen. Du hast nun deine Jahre erreicht, und deine Studien vollendet. Es ist die höchste Zeit, daß du dich zu einen Stand entschlüßest, mein Sohn! Was willst du denn werden?

„Das

„Das weis der Himmel, sagte ich.

„Ach Gott! seufzte er, was soll aus dir werden, wenn du dich da noch bedenkest. Du weist es wohl selbst, daß ich euch keinen Heller Vermögen hinterlaßen kann. Meine Krankheit hat mich ein ganzes Jahr ausser Stand gesezt, durch meine Handarbeit etwas zu verdienen. Dein Bruder muß in die Fremde, und deine Schwester muß gleichwohl dem Schuz des Himmels überlassen werden.

„Das ist betrübt genug, mein Vater! sagte ich.“

„Ich kann euch nicht helfen fuhr er fort. Du weißt es selbst. Ich habe an dir noch meine einzige Freude gehabt. Ich habe immer gedacht, ich werde auf dem Todbette noch den Trost haben, dich wohl versorgt zu sehen. Sr. Hochwürden der Herr Kapplan hier sagen, daß der Herr Prälat von ** gern sehe, wenn du ins Kloster zu kommen bey ihm anhalten würdest. Er zweifle gar nicht an deiner Aufnahm.

Der Beichtv. Das kann ich dem Herrn für gewiß sagen. Alle Patres reden von ihm schon, als ihrem künftigen Kandidaten. Diese Gelegenheit soll der Herr nicht versäumen.

Der Herr macht seinem Vater auf dem Todbette noch eine rechte Freude.

Vater. Was soll dir da noch bedenklich vorkommen, mein Sohn! Könntest du es wohl an einem Ort in der Welt beßer haben, als in einem Kloster? Sieh! wie ich mich mein ganzes Leben durch plagen muste, um euch erhalten zu können! Wie schlecht ich leben muste! was ich für Sorgen und Kummer hatte! von dem allen bist du befreyt, wenn du den Klosterstand erwählest.

Beichtv. Ich würde, wenn ich in des Herrn seinen Stand wäre, gleich mit beyden Händen nach diesen Gnadenseil greifen. Laß sich der Herr nur mit der Welt in keine vertraute Freundschaft ein. Sie ist eine Erzbetrügerinn. Sie bringt einen um Hab und Gut, ja sogar um das unschäzbare Seelenheil.

Vater. Sieh! ich bitte dich, thu es deinem Vater auf dem Todbette nicht zu Leide. Nimm ihm seine lezten Hofnungen nicht, und laß ihm seine lezten Wünsche nicht unerfüllt. Welchen Trost kann ich wohl ins Grab mitnehmen, wenn mir auch dieser Trost, meinen Sohn versorgt zu haben, versagt wird! Ach wie hart scheide ich von einer Welt, in der mein Sohn einem ungewißen Schicksal überlas-

lassen ist? So rede doch! zu was hast du dich entschlossen?

Ich. Meines Vaters Willen zu thun.

Beichtv. O Bravo! Bravo! Das ist gut gewählt! Das ist gescheid! vernünftig! O Bravo! Bravo! Freut mich recht sehr, daß der Herr den Eingebungen Gottes endlich Gehör gegeben hat.

Vater. Ich will nicht, daß du gezwungen dich zum Klosterleben entschliessen solltest. Deine eigne Vernunft soll dich überzeigen, daß dir keine beßere Wahl übrig war, um beßer versorgt zu werden, als im Kloster.

Ich. O Vater! Ich denke immer, ich werde dort sehr schlecht versorgt seyn. Doch es bleibt dabey. Morgen will ich nach den Kloster reisen, um dort gehörig um die Aufnahm anzuhalten.

Vater. Du scheinst nicht allerdings mit meinem Antrag zufrieden zu seyn, mein Sohn! wie kömts?

Ich. O Vater! Ich bin alles zufrieden. Seyd ruhig. Morgen will ich, wie gesagt, fortreisen.

Vater. Es soll dein freyer Wille bleiben. Aber denke nur, daß es der Wunsch deines sterbenden Vaters sey, dich versorgt zu sehen.

Theuerster Freund! Sie können Sich meine Lage vorstellen, da ich zu dem gezwungen wurde, was ich wie Sie wissen, schon lange fürchtete. Die Worte meines Vaters rührten mich beynahe eben so sehr, als mich die lächerlichen Erinnerungen des Beichtvatters zum Lachen bewegten. Es war mir unmöglich Gegenvorstellungen hier zu machen, wo der Wunsch, mich im Kloster versorgt zu sehen, gleichsam ein geheimer Zwang war, mich dahin zu leiten. Zu dem wäre es eine Grausamkeit gewesen, meinen Vater am Todbette mit der Versicherung, daß es mir im Kloster nicht wohl seyn würde, zu betrüben.

Ich tratt also den folgenden Tag meine Reise nach dem Kloster an, um dort das Opfer der kindlichen Liebe zu werden. Ich wurde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen empfangen; man beschäftigte sich auf allen Seiten, mir das klösterliche Leben angenehm und reizend zu machen: ich fand einen Ueberfluß an Speisen und Getränken, und wurde zu Spielen gezogen, durch die sie mich zu ergözen glaubten, die aber in der That wenig Unterhaltendes für mich hatten. Einige ließen sich mit mir in Gespräche ein, in denen sie die Glückseligkeit ihres Standes priesen. Es wä-

re

re nicht so strenge, sagten sie, wie einige glauben. Man könne sich hier das Leben so angenehm, als möglich, machen. Es wären hier mehrere Freudentäge, Schmäuße, und Ferien, als gemeine Täge. Auch dürfte man sich nicht gar so sehr vor der Obrigkeit fürchten. Es wäre schon hie und da unter vier Augen etwas erlaubt. Sie werden sehen, sezten sie am Ende hinzu, daß wir das glücklichste, sorgenloseste, vergnügteste Leben hier genüßen. Es ist um etliche Jahre zu thun, und Sie werden vielleicht gar bald zu einen obrigkeitlichen Amt, vielleicht gar zum Prälaten erhoben. Solche Hofnungen haben Sie an keinem Ort in der Welt — trinken Sie, Herr Kandidat! Lassen Sie Ihnen die Zeit nicht lang werden, und bleiben Sie gerne bey uns u. s. f.

Allein diese Versicherungen machten auf mich keinen Eindruk. Ich fand noch nicht, was ich wünschte. Wer die Wünsche seines Lebens nicht weiter, als auf Essen, Trinken, Betten und Schlafen, erstrekt, der kann hier wohl, was er wünscht, finden, dachte ich. Allein wie unbeständig sind diese Freuden! Wer einmal gewohnt ist, prächtig zu speisen, und weich zu schlafen, für den haben in der

Fol-

Folge nicht einmal die prächtigsten Speisen, und weichesten Pflaumbetter Vergnügens genug. Für mich wäre so ein Leben die schrecklichste Langeweile.

Da ich auch begierig war, die Bibliothek zu sehen: so führte mich den andern Tag der Bibliothekarius, ein diker, schmuziger Pater, nach derselben. Alle Bücher stunden in der schönsten Ordnung, in gleichen Bänden, und in ihren gehörigen Fächern da. Ich verwunderte mich, daß hier kein Staub auf den Büchern liege, als mich mein diker Bibliothekarius versicherte, daß er alle Wochen den Staub rein abputzen lasse. Ich durchsah alle Fächer, und fand nichts, als eine Menge Oratoren, Lectoren, Meditactoren, Compilatoren, Comentatoren, und dergleichen; und als ich fragte: ob keine römische, oder griechische Klassiker hier wären? antwortete mir der dicke Bibliothekarius mit der zufriedensten Miene, daß er sich alle Mühe gegeben habe, von diesem Wust aller Scharteken die Bibliothek zu reinigen: Sie lägen oben auf dem Kasten, (damit die Ratten und Mäuße Futter hätten *).

Und

*) Sonst griefen sie die Balken an, und dadurch würde das Kloster ruinirt.

Und was die lateinischen Autores beträfe, so hätten sie selbe schon als Schulbuben studiert, und von den griechischen wäre gar die Rede nicht. Hier im Kloster fuhr er fort, hat jeder Pater seinen Meditanten, seinen Oratorem, und einen Prediger aus den noch guten Zeiten. Sonst braucht er nichts.

Ich hatte Mühe, mich des lauten Lachens zu enthalten, ob die Sache gleich ernsthafter war, als daß man darüber hätte lachen dürfen. Ich sagte, daß es unter den Römern und Griechen Schriftsteller gebe, die man zur Zeit seines Studierens unmöglich verstehen könne. Es gehöre ein feiner Geist dazu, der schon durch Lectüre gebildet, und durch Erfahrung reif gemacht wäre, um die feinen Bemerkungen, die die Alten über das Sittliche der Menschen machten, zu empfinden. Ich könne mir unmöglich einen jungen Menschen auf Schulen vorstellen, der die Satyren eines Horazs, Juvenals, oder Persius verstünde, oder der im Stande wär, mir den Sallust praktisch zu erklären.

„Das ist viel gesagt, Herr Kandidat!"

Euer Hochwürden Herr Pater Bibliothekar vergeben mir, wenn es zu viel gesagt ist. Ich wollte indeß nicht mehr sagen, als daß ich un-

unmöglich die Lust verlieren könne, in meinem männlichen, oder wenn Sie auch wollen, in meinem Greisalter die Alten zu lesen. Ich wenigstens habe mich noch nicht müde gelesen, ob ich gleich manchen schon oft gelesen habe. Ich finde so oft ich sie in die Hände nehme, wieder neue Reize für mich, die mich für die Mühe, die ich dabey habe, tausendfach schadlos halten.

„Das doch alle junge Leute uns Alte jezt übersehen wollen! “

O davor bewahr mich der Himmel! Ich habe für den Mann, der dort die 6. Foliobände über einen Text aus der Schrift schrieb, würklich Hochachtung. Denn ich finde an ihm einen Fleiß, den ich bey der heutigen Jugend vergebens suche. Ich wünschte freylich, daß er einen gemeinnüzigern Gegenstand möchte behandelt haben. Denn von diesen 6. Foliobänden wird nicht ein einziger Mensch auf der Welt Nuzen haben.

„Ha! ha! ha! Das verstehen Sie nicht, Herr Kandidat! Die Theologie, Herr! die Theologie ist durch diesen Comentatorem bereichert, und erleuchtet worden.“

Die Theologie! — Da haben Euer Hochwürden Herr Pater Bibliothekar vollkommen Recht.

Recht. Denn wie sollten die Menschen mit der Theologie etwas gemein haben! Ha ha ha! Die Theologie!

„Sind Sie schon weit in dieser göttlichen Wissenschaft gekommen, Herr Kandidat?"

So weit, als es nur immer ein gesunder Menschen Verstand bringen kann.

„O dieser bringt es gar nicht weit."

Das ist schlimm genug!

„Die Herrn wollen halt in scientiis sublimioribus gar nicht anbeissen?"

Es ist nicht für jedermanns Magen, theologische Gerüchte zu verdauen.

Ich wär in Gefahr gekommen, entweder weidlich ausgelacht, oder am Ende gar als ein gefährlicher, mit kezerischen Meynungen behafteter, und heilloser Mensch bedauert zu werden: wenn nicht eben der Zeitpunkt gekommen wäre, in welchem die Conventglocke ihre gewöhnliche Einladung zum Tisch machet. Ich speißte heute, wie man sich im Kloster gewöhnlich ausdrückt, bey Hofe.

Nach der Tafel machte ich in dem Convent bey allen Patern meine Aufwartung mit der Bitte, sie möchten mir ihre Gunst, und bey der Kandidatenwahl ihre Vota geben. Gott im Himmel! Was mußte ich da alles sehen

und

und hören! — Der Pater Senior, der schon sieben und sechszig Jahre im Kloster war, machte mir eine Predigt, die mich in der That rührte. Er hätte noch keinen Augenblick gehabt, sagte er wo er den Entschluß, den er in seinen jungen Jahren faßte, die Welt zu verlaßen, bereuet hätte. Er wäre in seinem ganzen Leben zufrieden gewesen, und es hätte ihn nie gelüstet, sich etwas anders zu wünschen. Es freue ihn, an mir einen jungen Menschen zu sehen, der ohngeachtet denen Verfolgungen Schmähungen, und Verachtungen, denen sein heiliger Orden in denen leyder! so schlimmen Zeiten ausgesezt sey, dennoch die heilige Begierde hätte, in diesem Orden aufgenommen zu werden. Er wünsche mir Glück und Seegen, und ich sollte versichert seyn, daß ich bey der Aufnahme ganz gewiß sein Votum zu erwarten hätte. Mein Gott! sezte er am Ende hinzu. Sie sehen selbst, daß ich schon genug gelebt habe. Ich bin ein alter, unbrauchbarer Gast auf dieser Welt: vielleicht nimmt mich mein Gott bald zu den Seinigen auf. Dann haben Sie einen Plaz mehr im Kloster, welches einen unbrauchbaren, schwachen Pater daran weniger haben wird."

Thrä-

Thränen stunden ihm bey diesen Worten in den Augen. Ich gieng gerührt hinweg, und kam in die nächste Zelle des Priors. Hier stunden fünf Altäre voll von Bilderchen, und Täfchen. Mir kam bey diesem Anblick die Geschichte meiner Kindheit wieder ins Gedächtniß, wo ich so manchmal meine Freude hatte. Altäre, Krippen, und dergleichen zu bauen, und mit meinen Kameraden Meße zu lesen, wo uns ein Krug statt des Kelches, ein Schnupftuch statt des Kelchtuches, ein Hemd statt der Alme, und ein Fürtuch statt des Meßgewandes diente. Wie doch Männer auch noch Kinder seyn können! dachte ich, wie ich die fünf Altäre beym Pater Prior sah.

Er verrichtete eben die Dienste eines Küsters, und war auf allen Seiten beschäftigt, einen Altar auf das einfallende Fest zu bauen. Hier stunden zinnerne kleine Leuchter, dort Maybüsche. Hier lagen die Bilder der Heil. Appolonia, und Crescentia, dort die Tafel des Heil. Maurus. Er hatte zwey Leuchter in der Hand, als er auf mich zukam, um meine Petition zu hören. Ich war froh, daß ich solche ohne Lachen vollendet hatte. Denn ich mußte sie, wie man mirs zuvor ausdrücklich befohlen hatte, in lateinischer Sprache machen. Dominus sit

voti mei certus, sagte er, und gieng wieder an seine Arbeit. Ich gieng, und konnte mich, als ich aus der Zelle trat, unmöglich des Lachens enthalten.

Und so traf ich jeden Pater mit etwas andern beschäftigt an. Dieser war von Predigern, und andern Folianten umrungen, und ich merkte sogleich, daß er an einer Predigt, die er in vier Wochen halten mußte, arbeite. Der Schweiß rann ihm von der Stirne, und er war eben beschäftigt, mit der Feder hinter dem Ohr eine Stelle aus dem großen Folianten aufzusuchen, um seine Predigt zusamm zu flicken. Auf dem Pult stund eine Kandel voll von begeisterndem Saft. Deine Predigt möcht ich doch hören, dacht ich. Welch ein Meisterstück von Beredsamkeit muß sie werden, da so dicke Bände daran arbeiten! --

Jetzt kam ich zum Pater Chorregenten. Dieser war mit Notenschreiben beschäftigt. Seine Zelle war von Musikalien voll gestopft. Auch waren die Wände von verschiedenen Instrumenten behangen. „Ich weis schon. Bruder Rosenberg! sagte er, was du willst. Halt dich nicht auf. Narr! Da trink! Ich habe da eine Meß vom Präfect aus dem Seminario zu M-- geschickt bekommen, und ich habe Arbeit

über

über Hals und Kopf, mit dem Abschreiben fertig zu werden. -- Wir wollen manche Maaß miteinander ausstürzen. Bruder! verlaß dich auf mich. Auch ins Novitiat will ich dir manche Kandel hinauf prakticieren. Verlaß dich auf mich! -- „Auch ein Mönch! --„

Jetzt wünschte ich, theuerster Freund! daß Sie bey folgendem Auftritt bey mir gewesen wären. Müde, und beynahe unwillig über die vorigen, und mehrere dergleichen Auftritte kam ich endlich zur letzten Zelle. Es war ein junger, hagrer Mann mit tiefen, aber redenden Augen. Mein Herz that, so bald ich ihn sah, den Wunsch: O möchtest du der Mann seyn, dem ich mich anvertrauen, mit dem ich vernünftig reden dürfte! -- Mein Wunsch blieb auch nicht unerfüllt. Denn ich hatte kaum meinen Spruch um die gütige Aufnahme vollendet: so sah mich der gute Mann eine Weile bedenklich an. „O lieber Rosenberg! sagte er endlich, was bewegt Sie, um den Orden anzuhalten? Ich habe mir nach denen Nachrichten, die ich hier und da von Ihren Einsichten, und von ihrer besondern Denkungsart erhielt, vortheilhaftere Begriffe von den Gesinnungen Ihres Herzens gemacht. Um des Himmels willen! sagen Sie mir doch, thun Sie diesen

Schritt aus innrer Ueberzeugung, daß Sie hier das Glück, und die Zufriedenheit Ihres Lebens finden würden? Oder thun Sie ihn aus Zwang? aus Verzweiflung? einen guten Platz in der Welt zu finden? oder aus Sorge, es möchte Ihnen in der Welt noch schlimmer, als hier, seyn?

Ich. Mich zwingen meine Umstände, hier wider die Mühseligkeiten einer aussichtlosen Zukunft Zuflucht zu suchen. Ich empfinde gar wohl, daß in meinem Herzen ein Widerspruch gegen diese Lebensart ist; allein wenn Sie die Umstände wüßten, in denen ich mich befinde: Sie würden mich als einen Unglücklichen bedauren. -- Mein Vater ist auf dem Todbette. Er hinterläßt drey Waisen in den dürftigsten, vermögenslosesten Umständen, ohne Freunde, ohne Unterstützung. Ich bin der Einzige, den das Unglück am meisten trift. Ich habe meine Studien zwar vollendet; aber ich weis mir durch alle meine Wissenschaften keinen Heller zu verdienen. Ich habe auch Niemanden, der mich thätig unterstützte. Ich bin ganz dem ungewissen Schicksale überlassen. Ich habe keine Hofnung, in der Zukunft einen Ort zu finden; an dem ich ein ehrliches, gesichertes Fortkommen hätte. Rathen Sie mir nun,

würd-

würdigster Mann! was soll ich in diesen Umständen anders thun, als mein Elend unter einer Mönchskutte verbergen, und durch mein ganzes Leben die Unfähigkeit, einen Schritt zu machen, bedauren?

Der junge Pater. Ihre Umstände, lieber Rosenberg sind wahrlich in einer sehr müßlichen Lage. Ich wünschte, Ihnen helfen zu können. Aber sagen Sie mir doch, ist es doch so ganz unmöglich, einen guten Freund zu finden, der Sie unterstützen könnte?

Ich. Wie wäre das möglich, guter Gott! Wie sollte ein Student, der Niemand, als seine Professorn, die auch Mönche sind, kennet gute Freunde finden, um in einer Sache unterstützt zu werden, die den Grundsätzen dieser Mönche entgegen ist! Schon der Abscheu vor dem Klosterleben wäre der beste Grund, mich hülflos ohne Unterstützung einem harten Schicksale zu überlassen. Der Student ist in diesen Zeiten nie mehr verachtet, als wenn er sich weigert, in ein Kloster zu gehen. Man argwohnt bey so einem jungen Menschen verdächtige Religion, verdorbne Sitten, ein böses, zu Ausschweifnngen geneigtes Herz. O es ist hart, sehr hart, in diesen Zeiten sich durch Studieren empor zu helfen! Mittellose Eltern

versorgen ihre Kinder sehr schlecht, wenn sie selbige auf die lateinische Schulen schicken. Es wäre ihnen besser, sie könnten einen schweren Hammer in den Werkstätten der Schlosser und Schmiede heben. Es ist einmal unmöglich, mit solchen Wissenschaften, die jetzt auf den Schulen von den Mönchen gelehrt werden, sein Fortkommen in der Welt zu finden.

Der junge Pater. Es ist doch erbärmlich, daß keine öffentliche Anstalten vorhanden sind, vermög denen gute Köpfe könnten unterstützt und befördert werden.

Ich. O Sie reden von guten Anstalten in der Erziehung! Lieber Gott! In unserm Vaterlande wird gerade in diesem Punkte am wenigsten gethan. Hier machen Fähigkeiten eben so wenig ihr Glück, als wahre Verdienste belohnt werden. Der Reichthum und Adel, und eine gewisse, unverschämte, boshafte Chikanenschmiederey macht hier alle Ansprüche auf Dinge, die dem Verdienste, und den Fähigkeiten allein gebühren. Es ist hier besser, Capitalien zu besitzen, oder sich in großen Gesellschaften bey wichtigen Personen ein dreustes, vielwissendes, und zu allen schurkischen Handlungen fähiges Ansehen zu geben, als ein fähiger, brauchbarer, fleissiger, und ehrlicher Mann zu seyn. Wir sind

sind in einem Zeitpunkt, in welchem die Redlichkeit verarmet, und die Ungerechtigkeit empor kömmt; wo Fähigkeiten am wenigsten unterstützt, und am seltesten an ihren gehörigen Platz angestellt werden: wo man glaubt, es sey besser und einträglicher, müssig zu gehen, als arbeitsam zu seyn; und wo das würkliche leidende Elend des Menschen diejenige, denen es Pflicht wäre zu helfen, zum Lachen, oder zu einer grausamen Gleichgültigkeit zwingt. O würdigster Mann! ich könnte kein Ende finden, Ihnen den Zustand zu schildern, in dem wir uns befinden. Ich erinnere mich sehr oft der vortreflichen Vorreden des Sallusts, und besonders jener Stelle, wo es heißt: Divitiae honori esse caeperunt, paupertas probro haberi. Ich finde in diesen Worten zum Theil die gegenwärtige Lage unsers Staats geschildert.

Der junge Pater. Lieber Rosenberg! Alles, was Sie da sagen, ist ein Beweiß, daß Sie zu etwas würdigerm, als zum Mönchsleben geschaffen seyen. Allein wenn ich Ihnen auch die traurige Lage, in der ich mich befinde, schildern würde; zu was würde es Ihnen nützen? Ich würde Sie vielleicht nur noch unglücklicher machen. Indeß seyn Sie versichert,

daß ich diesen Augenblick meine Mönchskutte mit einem Bettelkittel vertauschen würde. Mich hat nicht Dürftigkeit ins Kloster gezwungen. Ich war ein vermöglicher Bauerssohn. Allein zu was entschließt sich nicht oft ein junger, unbesonnener Mensch; der nach verdorbnen Grundsätzen auf den Schulen der Jesuiten erzogen wurde! Und was vermag das Beyspiel nicht! Es giengen hundert von meinen Mitschülern, und Bekannten in Klöster, und wenn ich sie besuchte, oder einen Brief erhielt: so war allzeit die Versicherung beygefügt, daß sie vergnügt und glücklich lebten. Allein ich erfuhr gar bald, worinn das Vergnügen, und das Glück des Klosterlebens bestund. Das traurigste für mich war, daß ich gar nicht geschickt seyn konnte, an dem, was andre Mönche beschäftigte, und vergnügte, Zufriedenheit zu finden. Ich fühlte in mir einen Drang, etwas bessers, und erhabners zu thun, und ich fieng an, überzeugt zu werden, daß die gewöhnlichen Geschäfte, mit denen sich die Mönche abgeben, unmöglich meine Geschäfte werden können. Durch Hülfe meines eignen Nachdenkens, und durch die Lectüre der Alten kam ich auf die Vermuthung, daß unsre Philosophie unmöglich die Philosophie des wahren, würklichen Lebens seyn könne.

könne. Ich bekam einen Abscheu vor dem nichtssagenden Geschwätze der Schulphilosophie, und bemühte mich, in diesem Falle einen Weg zu gehen, den die Alten giengen. Allein ich wurde gar bald überzeugt, daß es, um die traurigsten Folgen zu vermeiden, nothwendig sey, sich bey tausend Gelegenheiten zu verläugnen, und, so zu sagen, einen Heuchler zu machen. Denn welcher ehrliche, einsichtsvolle Mann würde nicht lachen, wenn er sehen müßte, zu welchen abentheuerlichen Dingen der Verstand eines Mönchens erniedriget werde! Es ist also doch immer besser, in der Stille klug zu seyn, als die Wahrheit laut für Dinge zu behaupten, für welche die meisten manchmal keinen Verstand, und oft Bosheit genug haben, wider ihre eigne Ueberzeugung das Ansehen der Wahrheit zu läugnen. Bey uns ist der Mann, der eine gesündere Denkungsart hat, als die übrigen, und oftmals redlich, und offenherzig genug ist, seine Meynung nach den Grundsätzen der Wahrheit zu sagen, fast allemal den traurigsten Folgen ausgesetzt, wie Sie wohl selbst etliche Beyspiele von Männern wissen werden. Die die Rechte der Wahrheit behaupteten, und zum Lohn mit dem grausamsten Despotismus verfolgt wurden. Für einen Mann von Ehre

und Einsicht ist kein Kampf schwerer, als dieses Stillschweigen gegen offenbare Beleidigungen des menschlichen Verstandes. Ketten sind an den Händen freygebohrner Menschen schmerzliche Fesseln; aber der Zwang, mit welchem der Geist eines einsichtvollen Menschen an dem Joch des Irrthums ziehen soll, ist schrecklicher, als Ketten. Wir sind in allem Betracht Sklaven; an Leib und Seel Sklaven. Schon unsre Ordensregel ist das vortreflichste Muster, nach welchen man nicht nur den Leib, sondern auch den Geist in eine niedrige Sklaverey beugen soll. Ich rede aus Ueberzeugung, lieber Rosenberg! und ich bedaure, wenn Sie gezwungen sind, von der Wahrheit dessen, was ich eben sagte, durch eigne Erfahrung überzeugt zu werden. Ich sehe schon voraus, daß Sie mit Ihren Gesinnungen unmöglich im Kloster werden zufrieden leben können. Es werden tausend Gelegenheiten vorkommen, wo Sie den Schritt, den Sie zu thun entschlossen sind, bereuen werden. Indeß wünschte ich doch, Sie im Kloster zu haben. Es ist ein grausamer Wunsch. Aber ich gestehe es Ihnen frey, daß mir mein Leben weit angenehmer, und zufriedner vorüber gienge, wenn ich Sie als meinen Freund, mit dem ich offenherzig reden dürfte,

im Kloster hätte. Indeß prüfen Sie Ihren Muth, stellen Sie sich das unangenehme, öde, ungesellschaftliche Leben vor, und wenn Sie dann noch einen Wunsch haben, im Kloster zu seyn: so kommen Sie in meine Arme, um da an meinem Herzen die Mühseligkeiten des Lebens nur halb zu empfinden. Leben Sie wohl, lieber Rosenberg!

Er drückte mir mit der wärmsten Rührung die Hand. Ich gieng aus der Zelle, und mir traten Thränen in die Augen. „Gott! sind unter solchen Leuten auch so gute Menschen!" dachte ich.

Ich hatte für die übrige Zeit meine Munterkeit, und die Lust, über die Thorheiten, die hie und da vorgiengen, zu lachen, verlohren. Ich schloß mich auf mein Zimmer, und that den Wunsch, an der Seite dieses Manns mein Leben zu leben. Den folgenden Tag kam ich wieder in dem Hause meines kranken Vaters an. Alles war bey der Versicherung, daß es sich nach Wunsch gefüget habe, in einer beynahe unordentlichen Freude. Mein Vater lies ohngeachtet meines Weigerns ein Ehrenmal richten, und wir mußten den Tisch an sein Bett rücken, damit er nur allen möglichen Antheil an der allgemeinen Freude nehmen könne. Alle

le Bürger grüßten mich nun freundlicher, und beneideten meinen Vater, daß er so eine Freude an mir erlebt habe. Ich aber gienge im Trübsinn meines Herzens so dahin, und wünschte daß es keinem der Bürgersöhne so werden mögte, wie mir --

Nun habe ich Ihnen einen sehr langen Brief geschrieben, theuerster Freund! Allein Sie werden vielleicht eben so wenig müde werden, ihn zu lesen, als ich, ihn zu schreiben. Ich bin versichert, daß Sie an meinen Schicksalen den wärmsten Antheil nehmen. Und was sollte Sie wohl mehr bewegen, mir Ihre fernere Freundschaft zu schenken, als mein gegenwärtiges Schicksal! Ich darf Ihnen gestehen, daß ich mich in einer ungewöhnlichen Gemüthsfassung befinde. Mein äusserliches Betragen ist ruhig, ob in meinem Herzen gleich unruhige Kämpfe vorgehen. Ich wanke zwischen Wollen, und Nichtwollen, und ich glaube doch, daß am Ende der Entschluß, ins Kloster zu gehen, fest stehen werde. Lachen Sie nicht über mich, lieber Freund! es ist ein harter Entschluß, den ich theils aus einer niedergeschlagenen Muthlosigkeit, und theils aus Zwang fassen werde.

Ich werde diese Tage bey einen Freund, einen Dorfpfarrer in der Nachbarschaft, zu bringen, um mich so viel als möglich aufzumuntern, und zu zerstreuen. Schreiben Sie mir indeß. Ihre Briefe werden jederzeit viel Vergnügen für mich haben. Wenn Sie zu Herrn von Hofberg kommen: so sagen Sie ihm in meinem Namen den verbindlichsten Dank für die Güte mit derer mich mit seiner Freundschaft beehrte.

Ich bin mit aller Hochachtung, und Freundschaft

Ihr

Rosenberg.

Ehrenfried an Rosenberg.

Lieber, theurer Freund!

M — den 3. Jun. 17—

Ihr lieber Brief, der mir noch immer zu kurz war, hat mir vieles Vergnügen verschaft, ob mich gleich der Innhalt für Sie äusserst besorgt machte. Ich fürchte immer, der Entschluß, in das Kloster zu gehen, sey eine Folge von einer überspannten Empfindlichkeit. Wenn Sie sich aus Zwang, aus Furcht, Ihren Vater am Todbette zu betrüben, dazu entschließen: so verdienen Sie, bedauert zu werden. Indeß ist es doch immer von Seiten der Eltern ein grausamer Zwang, ihren Kindern einen Stand aufzudringen, zu welchen sie weder Fähigkeit, noch Beruf haben.

Die Gesinnungen des jungen Mönchens verdienen, bewundert zu werden. Ich konnte mich unmöglich des Wunsches erwehren, diesen sonderbaren Mann zum Freund zu haben. Wie qualvoll muß sein Leben seyn wenn er deswegen mißvergnügt ist; weil er ein Mönch seyn muß! -- Die Freundschaft dieses unglücklichen

Mannes

Mannes sollte, wenn Sie je das Unglück haben, ein Mönch zu werden, Ihnen Trost, und zum Theil auch die Freude des Lebens geben. Es wird für ihn eine Art von angenehmer Beschäftigung seyn, sich mit Ihnen zu unterhalten. Sie werden sich Beyde ihre Gesinnungen mittheilen. Sie werden an den Tagen, wo die Mönche berauscht in den Speissälen, schwärmen, in ihren Zellen sich mit edlern Geschäften, als mit Trunk und Spiel abgeben. Sie werden Ihre Freuden aus der Quelle der Natur schöpfen, und lieber in schwärmerischen Träumen und Wünschen, als in unnatürlichen Rasereyen ihr Vergnügen suchen.

Ach! lieber Rosenberg! vergessen Sie niemals die Würde der Menschheit, und sollten Sie auch unter Leuten leben, die unfähig sind, den Werth derselben zu empfinden. Denken Sie an die schöne Stelle des armen Yoricks, wo er sagt: daß er auch in einer dürren Wüste Gegenstände finden würde, die für ihn eine Art von Reitze hätten. So sehr unsre Empfindsamkeit eine Quelle großer Drangsalen ist: so ist es doch gewiß, daß wir ohne selbe unfähig wären, an tausend Gegenständen einen freudigen Genuß zu haben.

Herr

Herr von Hofberg, dem ich Ihren Entschluß entdeckte, lachte anfangs über den Einfall, und ich konnte ihn nicht eher überreden, es zu glauben, als bis ich ihm Ihren Brief lesen lies. Er hat sich sehr verwundert, wie Sie bey Ihren bekannten Gesinnungen auf so etwas verfallen konnten, und hat deswegen einen Brief an Sie beygeschlossen.

Vergeben Sie, daß ich auf Ihren langen Brief eine so kurze Antwort schreibe. Es ist hier nun einmal so. Es giebt so viele Zerstreuungen, und Visiten, daß man unmöglich ein Geschäft anfangen, und vollenden kann, ohne gestört zu werden.

Leben Sie wohl, und vergnügt!

Ihr

Ehrenfried.

Herr von Hofberg an Rosenberg.

Lieber Rosenberg!

M — den 2. Jun. 17 —

Ehrenfried hat mir von Ihnen einen hübschen Roman erzählt, den ich anfangs nicht glauben wollte, aber von dessen Wahrheit bald durch Ihre eigne Handschrift überzeugt wurde. Rosenberg, dachte ich, der bekannte Antimönch sollte sich noch entschließen, sich seine Haare abscheeren zu lassen, eine Mönchskutte zu tragen, mit Geiseln, und geistlichen Disciplinen seinen Leib zu kasteyen, der Ab -- zu sagen, geistliche Mortificationen vorzunehmen, und seinem Novizenmeister täglich zu beichten, und Culpam zu sagen! Unmöglich! dachte ich. Das wäre ein Widerspruch, über den sich die Skolastiker ewig zanken würden.

Nun aber sehe ich aus Ihren Brief, daß Sie sich ohne Zweifel dazu entschliessen werden. Viel Glück dazu, lieber Rosenberg! Ihre Beweggründe, die große Welt zu verlassen, sind, mit unpartheyischen Augen angesehen, freylich

sehr wichtig. Doch deucht mich Ihre Muthlossigkeit, eine Zeitlang dem Schicksal zu trotzen, unnatürlich, und ich kann nicht begreifen, wie Sie, der Sie sonst doch immer das so herrliche Augustam pauperiem des Horaz im Munde führten, nun auf einmal über eine unsichere Zukunft verzagt werden können. Glauben Sie doch nicht, daß alle Hofnung, mit der Zeit noch versorgt zu werden, für Sie verlohren sey. Junge Leute von Schulen her, werden freylich sehr selten in ein Amt erhoben. Dem ohngeachtet sollten Sie aus Verzweiflung, nicht nach Ihrem Wunsch unterstützt und befördert zu werden, doch keinen Stand ergreifen, in welchem Sie Gefahr laufen, unrühmlich zu leben, und zu sterben. Mir ist der Mann, der im Schweiß seines Angesichts für die menschliche Gesellschaft arbeitet, doch immer schätzbarer, als ein Mönch, der ohne Sorgen und Kummer in einem heiligen Müssiggang, und einer seligmachenden Geistesarmuth lebt, und stirbt. Die Menschen in der großen Welt sind freylich sehr oft höchst undankbar gegen das Verdienst eines thätigen braven Manns; allein sollte Ihnen die Ueberzeugung, Ihre Pflicht gethan zu haben, nicht Trosts genug seyn? Vergessen Sie doch niemals das Beyspiel grosser

ser Männer, die sich unter den härtesten Bedrückungen des Schicksals, in Kummer und Armuth doch zu einer bewundrungswürdigen Größe erhoben haben. Die Muthlossigkeit, lieber Rosenberg! hat gewiß noch nie ihr Glück in der Welt gemacht. Unerschrockenheit, ein unermüdeter Eifer für das Wohl der Menschheit, ein trotzender Eigensinn wider den Schwarm der verfolgenden, und spottenden Müssiggänger, und die Erhabenheit des Geists, in sich selbst alle Zufriedenheit zu finden, hat die größten Wunder in der Welt gethan. Auch sollte Sie der gegenwärtige Zustand des Mönchwesens abschrecken, einen Schritt zu thun, der bey einsichtvollen Männern den Verdacht, als wäre es mit Ihrem Verstand nicht allerdings richtig, erregen könnte. Sie wissen ja selbst, wie sehr in diesen Zeiten, wo man anfängt, gründlicher zu denken, die Mönche von der Geisel der Kritik gezüchtiget werden. Auch wissen Sie, wie der erhabenste Monarch, unser großer teutscher Kaiser, gegen die Mönche gesinnet sey. Täuschen Sie sich doch nicht mit der schmeichelhaften Hofnung, im Kloster zufrieden leben zu können, noch mit dem betrügerischen Entschluß, nicht, wie andre Mönche zu werden, sondern bessere Geschäfte vorzuneh-

men, und nach edlern Grundsätzen zu leben. Auch der beste Mensch von der Welt wird, wenn er in eine Gesellschaft roher, ausschweifender Wildlinge geräth etwas von den Grundsätzen, und der Lebensart dieser Leute an sich ziehen, wie ein Mensch, der das Unglück hat, unter eine Räuberbande zu gerathen, gewöhnlich auch ein Räuber wird, und wenn er auch die menschlichsten Gesinnungen von der Welt hat. Es ist beynahe unmöglich, an einem solchen Ort sein Herz rein zu bewahren, seine Gesinnungen gesund zu erhalten, und seine Grundsätze fest zu machen. Auch den gesündesten Menschen greift oftmals die Pest an. Glauben Sie mir, lieber Rosenberg! an den Wänden, in die sie eingeschlossen sind, in dem Kleid, das sie anziehen, kurz! an allen Gegenständen, die sie umringen, und täglich und stündlich vor Augen haben, klebt ein gewisser Geist der Möncherey. Und wenn Sie erst gezwungen würden, wie es denn nicht anders zu vermuthen ist, sich mit jenen Schriften abzugeben, die keine andre Absicht haben als den Kein guter Gesinnungen und Grundsätze zu ersticken, den Irrthümern zu huldigen, und die Wahrheit der Natur zu läugnen, was würde da aus Ihnen werden, lieber Freund? Vielleicht

leicht würden Sie, vor welchen ich am meisten zittre, einer von jenen eifrigen, schwärmerischen Zeloten werden, die die Tugend und Religion im Munde führen, und doch bey jeder Gelegenheit bereit sind, oder selbst Gelegenheit suchen, die Menschen zu verdammen; die mit heuchlerischen Minen über den Wohlstand der Wissenschaften, wenn er von einem fremden, und einsichtsvollen Mann angerühmt wird, mitleidig, und mit einem gewissen Bedauren, daß die Religion darunter leide, die Achsel zucken. Erschrecken Sie nicht vor dem Bilde, so eines heuchlerischen, boshaften Manns? Empört sich nicht ihr Geist dagegen? Verabscheuen, und fliehen Sie so einen Mann nicht, wie die Pest? -- So glauben Sie mir denn, daß Sie in Gefahr sind, einer von diesen zu werden. Er war sonst so ein lustiger Weltmann, der an allen Weltangelegenheiten Antheil nahm; nun ist er so geistreich, so gottesfürchtig, so ein heiligmässiger Mann, wird es dann heissen. Sie werden mit zu Boden gesenkten Blicken, und mit auf die Brust gelegten Händen einen tartüfischen Gang so dahin schleichen. Sie werden ein seeleneifriger Verfechter des Glaubens; Sie werden ein schlimmer, böser Mönch werden. Denn diejenigen, die in ihren Speis-

 sälen

sälen schmaußen und praußen, und sich toll und voll schwelgen, schaden dem gesellschaftlichen Leben bey weiten nicht so sehr, als jene heiligmässige Tartüfen, die unterdessen in ihrer Zelle sitzen, und ein Buch von der Philosophie oder Sittenlehre schreiben.

Vergeben Sie mir meine harten Ausdrücke, lieber Rosenberg! Ich habe eine zu große Hochachtung für Ihre liebenswürdige Eigenschaften, als daß ich gegen Ihr Unglück gleichgültig seyn könnte. Ich wünsche, Sie möchten meinem Brief mit gehöriger Aufmerksamkeit lesen, und die Wahrheiten, die ich hie und da sehr nachdrücklich geschrieben, prüfen. Vor allen aber empfehle ich Ihnen das Andenken an große, berühmte Männer, die durch Unglück groß wurden. Diese sollten Ihre Gefährten, und Freunde im Elende seyn. Es ist immer rühmlicher, im Elend groß als im Glück niedrig, und unberühmt zu seyn.

Leben Sie wohl, lieber Rosenberg! und vergessen Sie nicht, daß ich Ihr aufrichtigster Freund bin, der Ihnen alles Glück in der Welt wünscht.

Ihr

v. Hofberg.

Rosen-

Rosenberg an Ehrenfried.

P — den 5ten Sept. 17—

Lieber Freund!

Endlich bin ich wieder einmal im Stande, Ihnen eine Reihe neuer Begebenheiten zu schreiben. Allein ich fange mit sehr vielem Kummer dieses Geschäft an, und ich werde es schwerlich enden, ohne bey gewissen Auftritten die Feder wegzulegen, und über mein Schicksal zu weinen. O! ich habe viele, sehr viele betrübte Stunden gehabt! Es ist schmerzlich, wenn es Augenblicke giebt, wo man die Lust, zu leben, verliert.

Um meine Erzählung nicht unordentlich anzufangen; so muß ich Sie an das Ende meines letzten Briefes erinnern, wo ich schrieb, daß ich einige Täge bey meinem Freund **, dem Dorfpfarrer zu bringen würde; Ich habe ihn auch wirklich den dritten Tag nach meiner Ankunft aus dem Kloster besucht.

Es wird Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich Ihnen von dem Charakter dieses vortreflichen Mannes einige Nachricht gebe.

Er ist noch ein junger Mann von ehrwürdigem Ansehen. Er hat in seinen Mienen eine so offene, heitere Freundlichkeit, daß man kein Geheimniß auf dem Herzen zu haben glaubt, welches man ihm nicht anvertrauen dürfte. Wer mit ihm umgeht, muß gestehen, daß er der duldsamste, redlichste und liebenswürdigste Mann von der Welt sey. Wir saßen oft halbe Nächte beysammen in seinem Zimmer, welches auch zugleich seine Bibliotheck ist, die aus den alten römischen und griechischen Klassikern, und aus den besten Schriften des jetzigen Jahrhunderts besteht.

„Diese sind die besten und vergnügtesten Stunden meines Lebens, sagte er am ersten Abend, als ich ihm an der Seite saß. Es ist mir zur Natur geworden, am Abend mich mit dieser Gesellschaft (er deutete auf seine Bücher) zu unterhalten. Es giebt keine grössere Belohnung aller unsrer Bemühungen, als diese innere Selbstfreude, die wir bey solchen Geschäften empfinden. Was soll mich sonst vergnügen, und meinen Geist beschäftigen? -- Spiel, Trunk, und andre Schwärmereyen können

nen

nen einen Mann nicht beschäftigen, der gerne nach den Grundsätzen einer guten Philosophie leben will."

„Aus diesen Schriften, und au; dem Umgang mit seinen Pfarrkindern lernt man die Kunst, Predigten zu halten. Ich habe mich, dem Himmel seys gedankt, bey meinen Pfarrkindern so beliebt gemacht, daß ich mit ihren geheimsten Gesinnungen, und Absichten bekannt bin. Ich kann ihnen also jeden Grundsatz so ans Herz legen, daß er sie rührt, sie bewegt, und gut macht. Man soll ihnen auch nicht von Dingen predigen, die sie nicht verstehen, sondern die Absicht des Predigers soll blos dahin gehen, sie mit ihrem Elend zufrieden, sie friedfertig, menschenfreundlich, und zu den Tugenden der Gerechtigkeit, Mässigkeit, Arbeitsamkeit, Häußlichkeit u. s. f. geneigt zu machen."

„Diese Art, dem Volk Wahrheit, und Grundsätze beyzubringen, die unmittelbar auf das praktische Leben des Menschen Einfluß haben, deucht mich die beste. Ich habe mich daher nie genug ärgern können, wenn ich in einer großen Stadt Prediger hörte, die neben dem, daß sie die albernsten Thorheiten predigten, das Volk auch auf Dinge aufmerksam machten, die

nicht verstanden wurden, und am Ende nur zur Unduldung, Verfolgung und Partheylichkeiten Anlaß geben konnten. So waren ihnen stets alles verhaßt, was schöne Wissenschaften, und reine Philosophie hieß, und sie geriethen so sehr in Eifer, daß sie den Mann, der sich mit diesen abgab, einen Freygeist, und eine Pest des Staats nannten. Sie baten die Eltern, ihre Kinder ja nicht durch die neue, und, wie sie sich ausdrückten, verdammte, ketzerische Erziehung verführen zu lassen."

„Ein guter Prediger vermag, so viel ich verstehe, eben so viel über ein Volk, als ein Gesetzgeber. Auch wüßte ich nicht, wer einen Gesetzgeber in seinen Absichten besser unterstützen könnte, als ein guter Prediger. Wer die Kunst versteht, sich das Volk zu gewinnen, der kann es nach seinen Absichten zu allen Guten lenken. Ein Prediger soll sich eben so sehr angelegen seyn lassen, den Bürger zum Fleiß, und zur Gerechtigkeit, als zur Gottesfurcht aufzumuntern. Er soll nicht vergessen, die bürgerlichen Tugenden mit heiligem Ernst, und göttlichen Ansehen zu predigen. Was nützen die künstlichsten Wendungen, die gewähltesten Ausdrücke, die erhabensten Figuren in einer Predigt, in welcher der Innhalt unnützlich,

dunkel,

dunkel, geheimnißvoll, und auf das praktische, gesellschaftliche Leben der Menschen zwecklosist.“

Dieses waren beyläufig die Worte, die der brave liebenswürdige Dorfpfarrer über die Kunst, zu predigen, mit mir sprach. Da auch in der ganzen Gegend kein Schullehrer ist: so ist es im Winter seine tägliche Beschäftigung, den Kindern seines, und der benachbarten Dörfer Schule zu halten. „Sie glauben nicht, mein Freund! sagte er, wie elend, unwissend, und viehartig ich die Leute beym Eintritt in meine Pfarre fand. Sie konnten weder lesen, noch schreiben, und hörten nie eine vernünftige Lebensregel; auch ihr Religionsunterricht war so schlecht, als es nur immer möglich ist. Sie können sich vorstellen, wie elend die Leute waren, die keinen Schullehrer, einen trägen, unwissenden Pfarrer, und einen ungerechten despotischen Beamten hatten. Sie konnten sich nirgends helfen. Sie wurden, wie das Vieh behandelt, und liessen sichs gefallen, weil sie von sich keinen andern, als knechtischen Begrif hatten. Sie waren damals beynahe alle Jahre in einen Proceß verwickelt, und da sie äusserst dumm, und ihre Herrschaft äusserst Geldbegierig und despotisch war: so war es die natürlichste Folge von der Welt, daß sie

nach

nach und nach verarmten, und in so ein grundloses Elend geriethen, aus dem sie sich nicht anders, als durch Hülfe Gottes retten werden."

Mit solchen Gesprächen unterhielten wir uns oft lange Zeit, und ich kann Sie versichern, lieber Freund! daß ich in der Gesellschaft dieses liebenswürdigen Mannes einen großen Theil meines Kummers vergaß. Ich entdeckte ihm auch meine Umstände, und den Entschluß, ins Kloster zu gehen; worauf er mich bedenklich und ernsthaft ansah, und nichts darauf erwiederte, als: ich wünsche Ihnen Glück! --

Nach acht Tagen kam die Nachricht, ich möchte mich eilig auf den Weg machen, meinen Vater noch zu sehen. Es gehe mit ihm allgemach zu Ende. Ich nahm von meinem Freund Abschied, wobey ich ihm noch feyerlichst versprechen mußte, ihn, ehe ich ins Kloster gieng, nochmals zu besuchen. Als ich nach Hause kam, fand ich alles in höchster Bestürzung. Die Nachbarn, und der Beichtvater stunden um das Krankenlager herum. Ich nahte mich meinem Vater, und als er mich erblickte, hub er seine Hand auf, mir den letzten Segen zu geben.

„Du hast mir viele Sorge, und auch viele Freude gemacht, mein Sohn: sprach er mit schwa-

schwacher, brechender Stimme. Lebe glücklich, und bete für mich zu Gott, der mich bald zu sich aufnimmt. Ich möchte noch länger leben dich auch im Kloster zu sehen; aber! wie Gott will.“--

Er lag unbeweglich da. Die Augen wurden starr, und trüb, und auf der Stirne lag die Todesangst in großen Tropfen. Der Beichtvater, den ich in diesen Augenblicken so weit, als möglich, vom Todbette entfernt haben wollte, schrie, wie ein Unsinniger. Ich stund mit der brennenden Wachskerze vor dem Bette. Aber mein Vater war schon verschieden. --

Ach! lieber Freund! es giebt Augenblicke, wo der Mund schweigt, und wo das Herz vom Drang der Sprache beklemmt ist; wo die Thränen dem Herzen Erleichterung, und die Trockenheit ängstige Zusammenpressungen geben; wo man eine Zeitlang die Gegenwart vergißt, und durch die Kraft der Phantasie in verschiedene Aussichten hingerissen wird. Ich weis nicht, wie es kam, daß mir bey dem Anblick meines todten Vaters so seltsame, wunderliche Betrachtungen über das Sterben des Menschen einfielen. „Die Augen, die mich sonst sahen, sehen mich nicht mehr, der Mund, der sonst sprach, bewegt sich nicht mehr, und jedes

Glied

Glied, das sonst am ganzen Körper arbeitete, ist in einer unbeweglichen, erstarrten Ruhe. Wo ist nun die Kraft, die die ganze Maschine bewegte? Wo ist das Feuer, das durch den ganzen Körper Wärme goß? Wo ist das Leben? -- Es ist alles hinweg, und der Mann, der Kinder erzeugte, und Häuser baute, wird nun die Speise der Würmer. --

Hier ists mit allen menschlichen Leiden und Freuden am Ende. Wer die großen Qualen eines verfolgten, oder dürftigen Lebens empfand: hat hier Ruhe und Frieden gefunden, und wer die größten Entwürfe von der Welt machte, und wär er auch eben im Begrif, die Reichskrone aufzusetzen; mit dem hat es hier ein Ende. Aber welch einen erhabnen Begrif giebt mir nicht hier der Tod von dem Nachruhm! Wie reitzend ist der Gedanke, durch seine Thaten, oder Gesinnungen Jahrhunderte in seinen Nachkommen, oder bey seinen Landsleuten zu leben, und auch dann noch, wann schon der ganze Körper verwesen ist, mit Ehrfurcht und Bewundrung genennt, und als ein Beyspiel der Nacheifrung ehrbegierigen Jünglingen angerühmt zu werden! -- Solche Erwartungen verdienen den Eifer, durch rühmliche Dinge groß zu werden. Wer durch solche Betrach-

tungen

tungen nicht gespornt wird, der Nachwelt ein Denkmal seines Lebens zu hinterlassen, der verdient, gleich bey seinem Tode vergessen zu werden. Sollte es auch ein Denkmal des Schmerzens, der Drangsalen, und Leiden seyn: so ist es doch immer ein Denkmal der Unsterblichkeit.

Den dritten Tag wurde mein Vater begraben. Die ganze Bürgerschaft begleitete ihn zum Grabe. Alle bedauerten sein frühes Ende. "Er war so ein redlicher, guter, braver Mann, hieß es auf allen Seiten. Er hatte mit keinem Menschen Streit. Er betrug sich gegen alle freundlich, und nachbarlich. Er war ein recht braver Mann. Dafür tröste ihn Gott in der Ewigkeit." Ich gieng, als sie ihn auf den Kirchhof trugen, nach dem Sarg, und als sie diesen in die Grube rollen hörten, und mit Erd und Menschenknochen überschüttet sahen, seufzten die meisten, und giengen ruhig dahin. Unterwegs wiederholten sie öfters sein Lob, und, daß er ein recht guter Mann war. Auch erzählten einige bekannte Anektoden von ihm. Ich aber fühlte, daß man hier meinen Vater, der mir das Leben gab, der mich mit Kummer und Sorgen erzog, und ernährte, begraben habe, -- daß ich nunmehr als ein hülfloser

loser Wayse dem ungewissen Schicksale preis gegeben sey, und keine andre Rettung habe, als mich bey Zeiten in das Kloster zu begeben. --

Wundern Sie sich nicht darüber, lieber Ehrenfried! Es ist dieser Gedanke ohngeachtet des nachdrücklichen Schreibens, das ich von Herrn von Hofberg erhielt, nunmehr mein Lieblingsgedanke geworden, und der Wunsch, in der Gesellschaft des jungen Paters zu seyn, hat täglich neue Beweggründe erfunden, diesen Stand für die Zukunft mir zu wählen.

An welchem Ort würde es mir besser gehen? Wo würde ich mich wider die harten Bedrückungen einer ungewissen Zukunft schützen? Wo würde ich den Mann finden, der mich in Schutz nähme, der mich thätig unterstützte, und beförderte? -- Sie wissen zum Theil meine Umstände. Sie sind sehr mißlich, lieber Freund! Ich bin ausser Stand gesetzt, meine Studien fortzusetzen, oder auf eine andere anständige Art mein Fortkommen in der Welt zu finden. Ich würde jetzt freylich, wenn ich einer Profession kündig wäre, mit Freuden den Wanderpack auf den Rücken nehmen, und in die liebe weite Welt hinausgehen, wo ich nach meinen Willen einen Ort mir bestimmen könnte. Ich hätte tausend Vortheile dabey, die ich jetzt, als

Stu-

Student, nicht habe. Ich würde Reisen machen, mit verschiedenen Nationen umgehen, und alles bemerken, was einen jungen zum erfahrnen, künftigen Weltmann machen könnte. Ich sehe freylich, daß der Stand, den ich jetzt zu wählen gezwungen bin, keineswegs der beglückteste Stand des Menschen sey. Jedoch, was thut man nicht, um traurige Folgen zu vermeiden! -- Herr v. Hofberg hat mich sehr gekränkt, indem er glaubt, daß ich ein böser, und gefährlicher Mönch zu werden im Begrif sey. Was nützten mich meine Grundsätze, die ich aus den besten Schriften zog, und die guten Gesinnungen für die Würde der Menschheit, wenn diese zu schwach wären, mich gegen das Verderben der übrigen Mönche zu bewahren? Was sollte mich hindern, meine Grundsätze und Gesinnungen beyzubehalten?-- Ich habe mir vielmehr schon den Plan meines künftigen Lebens gemacht. Wenn ich diesen werde zu Stand bringen können: so zweifle ich gar nicht, ein gutes, und nichts weniger, als müssiges Leben zu führen. Wo habe ich mehrere Gelegenheiten, für die Wissenschaften etwas zu thun? Wo finde ich diese Ruhe, über die Wahrheiten der Natur Betrachtungen anzustellen? -- Ich will nur im äusserlichen Anse-

hen ein Mönch werden, in meinem Herzen aber will ich ein freyer Mann bleiben. Ich will mich so betragen, daß ich unter einer Heerde Wölfe leben könne, ohne angegriffen und zerrissen zu werden. Ich will in der Gesellschaft des jungen Paters aufhören, ein Mönch zu seyn, und wir werden uns das Leben so angenehm, als möglich machen. Wir wollen beyde unser Unglück, Mönche zu seyn, vergessen, und in süssen Wünschen und Träumen das Vergnügen suchen, das wir bey Spiel und Trunk nicht finden. Wir wollen die besten Bücher mit einander lesen, und jede nützliche Kenntniß uns mittheilen.

Um wieder auf den Zusammenhang der Geschichte zurück zu kommen: so muß ich Ihnen nunmehr auch sagen, daß gleich nach der Beerdigung meines Vaters alles, was noch im Hause da war, in Trümer gieng. Bald darauf wurde ich von einem vermöglichen Bürger in sein Haus berufen, wo für mich ein Zimmer schon bereitet stund. Sie sollen die übrige Zeit in meinem Hause, sagte er, und an meinem Tische seyn. Lassen Sie sich nichts abgehen. Alles, was Sie wünschen, sollen Sie haben. Ich habe Ihren Vater zu gut gekannt, als daß ich seinem Sohn, der sich so wohl hält, nicht

auch Ehre anthun sollte. Bleiben Sie jetzt bey mir. Sie sollen sehen, daß Sie an keinem Stücke Mangel haben werden. Kurz! ich fürchte nicht ganz unglücklich zu werden. Vielleicht hebt sich der mönchische Geist in den Klöstern schon von selbst bald auf, wenn immer junge Leute nachkommen, die nicht ganz alles Geschmackes für das Schöne, und alles Gefühls für die Wahrheit beraubt sind. Vielleicht kömmt ein goldnes Zeitalter in die Klöster. Vielleicht wird der Eifer etwas Gutes und Rühmliches zu thun, dann größer werden, als jetzt. Vielleicht wird man einst aufhören, in Chorbethen und Meditiren den Zweck des klösterlichen Lebens zu setzen, und nach rühmlichern Geschäften seine Zuflucht nehmen. Vielleicht werden einst große Werke aus den Klostermauern hervortretten, um die Bewunderung der Welt an sich zu ziehen. Vielleicht -- vielleicht! --

Er hatte eine einzige Tochter, die gut gebildet war. Sie war ein stilles, sittsames Mädchen; unschuldig, wo man sie anblickte, und arglos, wo sie hintrat. Sie war gleich anfangs beschäftigt, mir dieß und jenes in die Ordnung zu richten. Wenn ich aus dem Hause gieng: fragte sie, ob ich bald wieder käme?

 und

und wenn ich kam, erkundigte sie sich, was ich möchte, ich sollte nur sagen, was ich wünsche. Sie wolle es gleich herbeybringen. Wenn ich in einem Buche laß, saß sie an dem Spinnrad, und wenn ich selbes weglegte, stund sie wieder auf, und fragte, was ich schaffe? Ob mich nicht hungere, oder durste? Ob ich die Sonne leiden könne? sie wolle den Vorhang vor das Fenster ziehen, oder einen Laden zumachen. Wenn sie etwas hohlen mußte, so war sie gleich wieder zugegen. Sie hüpfte bey nahe, wenn sie gieng.

Rosenberg wird eine seltsame Figur bey diesem Mädchen gemacht haben, werden Sie sich denken, lieber Ehrenfried! Sie haben allerdings Ursache, dieses zu denken. Denn Sie werden wohl selbst wissen, daß ich nicht in der stoischen Schule erzogen wurde. So sehr ich Ausschweifungen dieser Art hasse: so sehr bin ich doch ein Freund und Liebhaber dieser so natürlichen Freude. Wer gegen die Reitze einer Unschuld unfühlbar ist, dessen Herz ist auch gegen tausend Freuden, die in der Natur liegen, gleichgültig. Es ist nichts natürlicher, als daß diese arglose Geschäftigkeit, mit der das naive Mädchen jeden meiner Winke befolgte,

den Wunsch in mir erregen mußte, der Mitgenoß ihrer Freuden und Leiden zu werden.

Ich muß Ihnen auch offenherzig gestehen, daß ich lieber zu Hause blieb, als andern gewöhnlichen Geschäften nachgieng. Ich war froh, wenn das Wetter trübe war, und ich konnte einen ganzen Tag auf einen Fleck sitzen bleiben. Gewöhnlich war ich mit einem Buch beschäftigt, oder ich schrieb an einem Aufsatz. Zu Zeiten sang ich auch, wobey ich mir mit der Violine accompagnirte. Das letztere gefiel ihr am meisten, weswegen sie mich auch bat, nur recht oft zu singen. Ich höre nichts so gerne, sagte sie, als den Gesang. Ich singe auch gerne. So oft ich entweder recht fröhlich, oder recht traurig bin: da singe ich. Wollen Sie mich nicht ihren Lieblingsgesang lehren? Die Melodie ist sehr schön: Aber noch schöner der Innhalt. Ich bitte Sie, Rosenberg! lehren Sie mich dieses Lied.

Es war das Lied vom frohen Kinde, und traurigen Jünglinge:

Als ich in der Kindheit war,
Klein im Wuchse, jung an Jahren,
Und in allen unerfahren,
Da war ich ein frohes Kind.
Freude, Muth und Heiterkeit
Floß durch alle meine Glieder
Frisch und munter auf und nieder.

O ich war ein frohes Kind
Freudig hüpfte ich zu spielen,
Neue Kraft und Muth zu fühlen,
Und ich war des lebens froh,
Fröher, als ein großer Mann.
Keine Seufzer, keine Klage
Nahm die Ruhe meiner Tage.

Da ich nun ein Jüngling bin,
Hat sich schon in wenig Tagen
Sehr viel schlimmes zugetragen.
Da ich nun ein Jüngling bin,
Noch im Frühling meiner Tage,

Sind

Sind die frohen Lebensstunden
Lange schon von mir geschwunden.

Ach! wie traurig ist mein Sinn!
Was mich sonst als Kind entzückte,
Und mein Herz allein vergnügte,
Ist für mich nun ewig hin.
Ach! wie traurig ist mein Sinn!
Kinderspiel und Puppenliebe
Aendert sich in andre Triebe.

So sangen wir oft lange Zeit, und der Vater hörte es mit Vergnügen.

Nachmittag lud mich der Vater auf sein Landgut, das in der Nachbarschaft lag. Er erlaubte mir auch zugleich das Vergnügen, seine Tochter dahin führen zu dürfen. Unterwegs geriethen wir, ohngeachtet des Vorsatzes, mich in kein wichtiges Gespräch einzulassen, doch unvermuthet auf nichts weniger, als gleichgültige Dinge. Ich konnte dem Vergnügen, ihre Hand zu drücken, unmöglich Widerstand thun. Ich fühlte, daß ihr Herz mir antwortete, wenn auch ihr Mund schwieg. Wir empfanden in dem Unvermögen zu reden, ein Vergnügen, und es war für uns eine Lust, stumm zu seyn.

Nachdem wir auf dem Landgut ankamen, mußte die Tochter ein ländliches Mahl zurecht richten. Indeß zeugte mir der Vater die Einrichtung seines Gutes. Er erzählte die Geschichte seiner Obstbäume, und die Tugenden seiner Pferde und Ochsen. Auch führte er mich in seinen Waldungen und Grundstücken umher, und ich fand kein End, sein Vermögen anzurühmen. Dieß war seine Leidenschaft. Man mußte stets die Anstalten, die er vorschlug, und die Einrichtungen, die er hier und da traf, loben. Man mußte stets seinen Reichthum bewundern, und bey einem jeden Felde, worauf Getraide stund, ausruffen: welch ein vermöglicher beglückter Mann sind Sie nicht! --

Nachdem wir in dem Neubau ankamen, vor welchem er zuvor still stund, und mir, die Bauart anrühmte, und die Unkosten, die er dabey hatte, berechnete, wobey ich dann wieder, wie es ganz natürlich war, betheuren mußte, daß nur Er, und kein andrer Bürger, so ein Haus habe, nachdem wir also in dem Neubau ankamen: war schon das ganze Mahl, das in geräucherten Fleisch, Wein und Obst bestund, auf dem Tisch. Da ich aber die Tochter Milch essen sah: so grief ich auch zur Milch.

Auf

Auf dem Weg nach Hause begleitete uns auch der Vater. Ich aber hatte die Tochter an meinem Arm, und empfand, daß ich die Freude meiner Jugend führte. Es war ein schöner Herbstabend. Die Sonne verlohr sich hinter den Bergen, und die Dämmerung wurde immer dunkler. Wir giengen in der Lindenallee, und unter unsern Schritten rauschte das gefallne, abgedorrte Laub. Die Gegend wurde stiller umher, und die Nacht schien aus dem nahgelegenen Walde sichtbar hervorzugehen.

Ich gehe gerne, sagte die Tochter, wenn alles so still, so ruhig, so dunkel ist. Es ist angenehm, und man kann nicht müde werden, zu gehen.

Ich. Das war auch meine Freude Mariane! Ich gieng, da ich noch in M-- war, oft nach der Abenddämerung noch vor die Stadt hinaus. Es ist eine wahre Lust, schwermüthig zu werden, und ich liebte stets die Einsamkeit.

Mariane. Davon war ich gerade das Gegentheil. Ich war immer munter und fröhlich. Ich liebte stets den Scherz, und ich war gerne in Gesellschaften, wo Freude und Munterkeit herrschte. Aber jezt -- ich weis nicht, warum es jezt so ganz anders ist. Ich liebe keine Scherze mehr, und fliehe Gesellschaften,

wo getanzt und gescherzt wird. Ich habe eine Freude traurig zu seyn.

Ich. Das ist eine Krankheit, Mariane!

Mariane. Lieber Rosenberg! eine Krankheit, meynen Sie? Mich schmerzt ja kein Glied.

Ich. Es ist doch eine Krankheit, eine sehr gefährliche Krankheit. Ich bitte Sie, Mariane! werden Sie wieder fröhlich, und munter, lieben Sie den Scherz, und besuchen Sie wieder Gesellschaften, wo Freude und Munterkeit ist.

Mariane. Wie könnt' ich das?

Ich. Vergessen Sie das, was Sie traurig macht, oder legen Sie dem Gegenstand ihrer Betrübniß keinen besondern Werth bey. Ich sage es Ihnen, Mariane! es wird bald am Ende damit seyn. Der Gegenstand ihrer Unruhe wird von Ihnen bald getrennt werden.

Mariane. Bald? -- Bleiben Sie denn nicht lange bey uns? Wo gehen Sie denn hin?

Ich. Fort!

Mariane. O gehen Sie doch nicht so bald.

Ich. Ich muß.

Mariane. Nicht wahr Vater! Rosenberg darf noch lange bey uns bleiben?

Vater. So lange er will.

Mariane. Hören Sies! Sie sollen nicht fort.

Ich. Ich bliebe sehr gerne; glauben Sie mirs, Mariane! sehr gerne. Aber der Himmel hat harte Dinge über mich gefügt. Sie werden sehen, daß ich traurig davon gehen werde.

Mariane. Wo gehen Sie denn hin?

Ich. An den Ort meiner Bestimmung.

Mariane. Kommen Sie nicht mehr zurück?

Ich. In meinem Leben nicht wieder.

Mariane. Nicht wieder! -- Lieber Gott! Sie sagen da etwas sehr hartes. Können Sie denn nicht zurück bleiben? Machen Sie vielleicht dort ihr Glück?

Ich. Vielleicht!

Mariane. Sie seufzen, lieber Rosenberg! Ich fürchte, Sie werden dort ihr Glück nicht machen. Bleiben Sie hier.

Ich. Was vor Gott beschlossen ist: kann nicht geändert werden.

Mariane. Ist denn meine Betrübniß, und mein Unglück vor Gott beschlossen?

Ich. Sind Sie denn unglücklich?

Mariane. Ich werde es, lieber Rosenberg! ich werde es. Ich werde die Freude verlieren, und lange Tage und lange Nächte traurig seyn. Ich werde in diese Zeiten oft zurück denken, und weinen, daß das Glück dieser Stunden so bald vorüber gieng.

Ich. Sie müssen sich mässigen, Mariane! Die Zeit wird ihre Wunden schon wieder heilen.

Mariane. Rauben Sie mir doch nicht alles, Rosenberg! Lassen Sie mir den Trost, bis an mein End um den Verlust meiner Freuden zu trauren.

Ich. Sie dauren mich, liebe, gute Mariane!

Mariane. Lieber, guter Rosenberg! Sie betrüben mich.

Ich. Ich? -- Wodurch?

Mariane. Durch Ihre Worte. Sie sagen, daß Sie bald gehen, nnd in Ihrem Leben nicht wieder kommen werden.

Ich. Haben Sie denn Ursache, sich darüber zu betrüben? O es wird kein Mensch meiner achten, wenn ich hier weggehe. Niemand wird sich darüber betrüben; man wird sich vielmehr freuen, daß ich weggehe. Auch werden mir einige Glück wünschen, und andre mich benei-

beneiden, daß ich das Glück habe, sowohl versorgt zu werden. Niemand wird sich aber über meine Abreise betrüben.

Mariane. Sie haben mich schon wieder auf ein neues betrübet. Glauben Sie denn gar nicht, daß sich Jemand über Ihre Abreise betrüben werde?

Ich. Ich verstehe Sie, Mariane! und danke Ihnen für den Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen. Ich wünschte glücklich zu werden. Aber es ist vorüber. Beruhigen Sie sich, und schreiben Sie es der Härte meines Schicksals zu, daß ich nicht im Stande war, Ihre so theure Freundschaft zu vergelten. Ihr Andenken wird mir mein ganzes Leben durch heilig seyn, und glauben Sie es, liebe Freundinn! Der Schmerz, mich von Ihnen trennen zu müssen, ist sehr groß. Ich werde einen Theil von der Ruhe meines Herzens bey Ihnen zurücklassen, und ihn ohne Zweifel mein ganzes Leben nicht mehr zurück bekommen. Ich werde mit unruhigem Herzen den Ort meiner Bestimmung betretten, und es werden vielleicht viele Jahre vorübergehen, ohne dasjenige, was ich verlassen mußte, vergessen zu können.

Unter diesen Gesprächen kamen wir in dem Städtchen an. Bey dem Eintritt in das Haus

fand

fand ich sogleich die Obedienz auf dem Tisch liegen. O lieber Ehrenfried! wie war mir da zu Muthe! Ich eröfnete sie lange nicht. Ich wünschte, sie zurück schicken zu können. Es war, als hätte ich einen Befehl bekommen, aus dem Land zu ziehen, oder ins Gefängniß zu gehen. Ich öfnete sie endlich. Allein ich laß sie nicht, sondern gab selbe meinem Wohlthäter hinüber. Dieser war ausser Freuden darüber. Mariane wollte auch den Innhalt derselben wissen. Der Vater sagte ihr mit Freuden: Rosenberg ist aufgenommen. Wo, Vater? sagte Mariane. Im Kloster, erwiederte der Vater. Aber Mariane sagte kein Wort weiter. Sie gieng zur Thüre hinaus, und lies sich lange nicht mehr sehen. Den Tag darauf wußten es schon alle Bürger und Bürgerinnen des Städtchens, und sie kamen wechselweise, mir Glück zu wünschen. Ich wurde, wo ich hinkam, Hochzeiter genennt. Man schrieb auch sogleich nach M-- um einen sogenannten Favor, und ich mußte ohngeachtet meines Weigerns diesen goldschweren Schmuck auf den Hut an alle Orte hintragen. Auch schickte man in den Kaufladen, Muster zu hohlen, und ich mußte mir ein Tuch zu einem neuen Kleid auswählen. Alles war beschäftigt, mir die Zeit,

die ich noch in der Welt zuzubringen hatte, recht angenehm zu machen. Es wurden täglich nun etliche Speisen mehr aufgetragen, und der älteste Wein mußte aus dem Keller geholt werden.

Allein mich vergnügte und schmerzte nichts mehr. Ich lies alles mit der gleichgültigsten Ruhe vorübergehen. Mariane wurde seit dem immer ernsthafter und stiller. Wenn es sich traf, daß unsre Augen einander begegneten: so wandte sie sich schnell, und gieng davon. Ich erfuhr auch, daß man sie in den ersten Tägen öfters weinend fand.

Sehen Sie nun, lieber Ehrenfried, den Zustand meines Lebens. Ich weis die Ursache meiner Beängstigung nicht. Ich weis nicht, für was ich mich in der Zukunft fürchte. Und doch ist alles so muthlos, so ängstig an mir. Es ist, als wenn mich Ahndungen schreckten, als wenn ein geheimer Geist mir die Augen in eine harte Zukunft öfnete. Das betrübteste ist noch immer der Zustand der armen Mariane. Sie war, ehe ich in das Haus kam, so schuldlos, so munter, so lebensfroh und freudig, und nun sind ihre Blumen der Freude verwelkt. Der Himmel weis es. Ich hatte nie die grausame Absicht, dem liebenswürdigen

Mäd-

Mädchen eine harte, betrübte Stunde zu machen. Ich vermied vielmehr alle Gelegenheiten, ihre Liebe zu unterhalten. Ja ich that meinem Herzen den harten Zwang an, gleichgültig zu seyn. Aber es war vergebens. Meine Gleichgültigkeit diente vielmehr dazu, ihren Gesinnungen eine stärkere Gewalt über mich zu geben, und ich empfinde erst jetzt mit Nachdruck, was ich verlohren habe.

Noch sind mir drey Täge übrig, die ich hier leben darf. Den vierten bin ich schon im Kloster. Man beschäftigt sich schon auf allen Seiten, mir ein prächtiges Ehrenmahl, welches man hier die Letzte heißt, zu halten. Man lud schon die Freunde und Nachbarn auf diesen Freudentag. Ich aber beschloß, nicht mehr freudig zu werden.

Ich habe unter der Zeit schon öfters die Grille gehabt, meinen Entschluß zu ändern, und heimlich nach München zu entfliehen. Aber ich bedachte mich gleich wieder anders. Meinen Wohlthäter, der sich so sehr bemühet, mir das Leben angenehm zu machen, der den freudigsten Antheil an meinem vermeinten Glücke nimmt, zu hintergehen, die Erwartungen des ganzen Städtchens zu täuschen, und mich der Gefahr auszusetzen, als ein undankbarer Flücht-

ling

ling das Beyspiel eines ungezognen und ungerathnen Bürgerssohn zu werden: ist mir unmöglich. Es ist schon zu weit gekommen. Nur der, der es so über mich fügte, kann es noch ändern. Ich habe auch noch öfters den Brief des Herrn von Hofbergs gelesen, und ich finde, daß ihm mein Herz stündlich mehr Beyfall giebt. Mein einziger Trost ist noch immer der Gedanke, daß ich im Kloster doch einen Mann finde, dessen Freundschaft mich noch aufrecht halten kann. Ich hoffe, unter dessen Aufsicht nicht verwahrloset zu werden. Die Grundsätze der Möncherey werden weniger Gewalt über mein Herz haben, wenn ich stets einen so redlichen, und einsichtsvollen Freund an der Seite habe.

Dieses wird vermuthlich mein letzter Brief seyn; den ich jetzt an Sie schreibe, lieber Ehrenfried! Sie sollen aber, sobald ich Gelegenheit habe, von meinem fernern Schicksale Nachricht bekommen. Morgen werde ich das letztemal meinen lieben Dorfpfarrer besuchen. Welche Erinnerungen werde ich wohl von diesem Mann ins Kloster mitnehmen! Ich fürchte, ich werde von ihm auch sehr betrübt weggehen. Er ist in der ganzen Gegend als ein vorurtheilloser Mann, der besonders sehr streng gegen die Lebensart der Mönche denkt, bekannt. Auch

 wurde

wurde er schon einmal bey dem Consistorio wegen der Seltenheit seiner Gesinnungen verklagt. Aber es ist ein gerader, ehrlicher Mann, der troß allen Verfolgungen dennoch der Wahrheit treu bleibt.

Herrn von Hofberg überliefern Sie die kleine Beylage. Vergessen Sie auch nicht, einigen guten Freunden von mir meinen Entschluß zu entdenken. Sie werden vielleicht lachen, oder mich doch wenigstens bedauren. Ich wünsche allen, daß sie ein bessers Glück in der Welt machen möchten, als ich. Denen, die gleiche Umstände mit mir haben, die ohne Vermögen, und Aussicht studieren, rathe ich, die Schulbücher in dem Staub liegen zu lassen, und in eine Werkstatt zu gehen. Sie werden einst erfahren, wie gut gemeint mein Rath war.

Nun leben Sie wohl, lieber Ehrenfried! Leben Sie glücklicher und zufriedner, als ich. Vielleicht wird Mißvergnügen und Kummer das Loos.

Ihres

Rosenbergs seyn.

Rosenberg an Herrn von Hofberg.

Ehrenfried wird Ihnen, lieber von Hofberg! einen Theil von der Geschichte meines jetzigen Schicksals erzählen, und ich habe dabey weiter nichts zu thun, als Sie zu bitten, gegen mich ja nicht hart zu denken, und die Gesinnungen beyzubehalten, mit denen Sie mich stets beehrten. Sie können sich den Zustand meines Herzens vorstellen. Es ist sehr hart, sich auf so eine Art wider die unangenehme Folgen einer aussichtlosen Zukunft sicher zu stellen. Sie haben sich freylich bemüht, mir durch die Beyspiele großer Männer Muth zu machen. Allein ich habe schon lange verzweifelt, ein großer Mann zu werden. Es ist um eine wahre Größe so eine Seltenheit, daß nur gewisse Jahrhunderte das Vorrecht behaupten, große Männer an Geist und Thaten hervorzubringen. --

Sie haben in Ihrem Briefe sehr harte Dinge geredet, die mich zu einem besondern Nachdenken brachten. So arg habe ich mir die Sache nie vorgestellt. Denn ich kann noch wirklich nicht recht begreifen, wie ein Mensch,

der sonst gut dachte, den Glauben an Wahrheit und gute Grundsätze verlieren könne, wenn er gezwungen ist, unter Leuten zu leben, die anders als er, gesinnet sind. Ich wenigstens habe schon lange den Vorsatz gemacht, meinen Gesinnungen und Grundsätzen treu zu bleiben, und mitten unter Müssiggängern die Liebe zur Arbeit, und den Eifer für rühmliche Geschäfte beyzubehalten. Das schlimmste, vor welchem ich noch am meisten zittere, ist die sclavische Unterwürfigkeit gegen dummstolze Obere. So eine Art von Despotismus ist für einen freyen Mann schrecklich. Gott gebe mir Geduld und Muth, diese Ketten willig und gelassen tragen zu können!

In vier Tagen bin ich im Kloster. Ob ich dort mein Glück finden werde, das hängt von den geheimen Fügungen des Himmels ab. Ich werde freylich immer ängstlicher, wenn ich diesen Schritt bedenke, und ich kann nicht begreifen, wie junge Leute die letzten Tage in allen Lustbarkeiten hinschwelgen können. Für mich hat die Geschäftigkeit, mit der man jetzt alle mögliche Anstalten zum letzten Ehrenmahl macht, wenig vergnügendes. Denn ich empfinde zu gut, daß dieser Tag für mich kein Freudentag seyn wird.

Endlich

Endlich bitte ich Sie noch einmal, mir Ihre guten Gesinnungen gegen mich nicht zu entziehen. Ich werde auch als Mönch die Freundschaft edler Weltleute suchen, und es für eine heilige Pflicht halten, diejenige nicht zu vergessen, die die Jahre meiner Jugend mit einer so grosmüthigen Freundschaft unterstützten.

Leben Sie tausendmal wohl, lieber edler von Hofberg!

Ihr

Freund Rosenberg.

* * *

Während dieser Zeit murmelte man sich hier und da verschiednes in die Ohren. Man hatte nunmehr auch bemerkt, daß Rosenberg seine Munterkeit verlohren habe, und dieses war einigen Bürgern ein nicht geringer Beweggrund, zu zweifeln, ob Rosenberg wirklich gesinnt sey, ins Kloster zu gehen. Man sprach sehr laut davon, und es kam so weit, daß einige sogar zu seinen Wohlthäter kamen, und ihn versicherten,

cherten, daß Rosenberg ihn, und sein ganz Vaterstädchen zum besten habe. Es wäre daran gar nicht zu zweifeln, setzten einige hinzu. Er habe keinen Klostergeist, und, was das ärgste ist, man sagt, daß er ein Ketzer sey, woran man auch wieder nicht zweifeln darf, denn er habe erst jüngst mit einem alten Beneficiaten so ärgerlich gestritten, daß dieser davon gieng, und ein Kreutz über das andere machte. Sie wären selbst zugegen gewesen, als er über den Glaubensartickel, daß der Teufel schwarz sey, gelacht habe. Es sey ganz natürlich, daß ein Mensch mit so gefährlichen Irrthümern unmöglich einen Klostergeist haben könne. Kurz! Sie hätten allerdings Ursache, zu glauben, daß Rosenberg einen Schelmen im Leib habe.

Allein dieser Mann, der gerne den Ruhm haben wollte, einen Bürgerssohn als Hochzeiter bewirthet zu haben, lies sich nicht bereden, dieses zu glauben. Rosenberg muß ins Kloster, sagte er. Er mag wollen, oder nicht. Genug! Er muß -- Er dürfte mir keinen Schritt mehr ins Haus. Ja, ich lies mich Geld kosten, und er müßte mir die Unkosten, die er mir verursachte, an der Haut bezahlen. Denn ihr müßt wissen, daß er bey mir die besten Täge hat. Was er nur wünscht, das ist

für ihn bey Handen. Er hat an keinem Stücke Abgang. Er ißt, was ich esse, und trinkt von dem besten Wein aus meinem Keller. Ich habe ihm ein ganz neues Kleid machen lassen, und einen goldnen Favor trägt er, der mich 40 fl. kostete. Er hätte es an keinem Ort so gut, als bey mir. Drum muß er mir ins Kloster; er mag wollen, oder nicht; er muß --

Indeß kam der Ehrentag. Rosenbergs Wohlthäter kam in aller Frühe auf dessen Zimmer. Nun wollen wir die Letzt halten. Herr Hochzeiter! sagte er. Ich habe einige gute Bekannte geladen, und ich hoffe, wir werden den Tag mit Freude anfangen, und mit Freude vollenden.

Rosenberg. Ich wünsche es.

Der Bürger. Nu! Wohlauf! Munter! Sie sind eine Zeit her immer so tiefsinnig und schwermüthig. Woher kömmt es doch?

Rosenberg. Das weis der Himmel.

Der Bürger. Haben Sie etwa keine Lust mehr, ins Kloster zu gehen?

Rosenberg. O ja! Lust genug!

Der Bürger. Das denk ich ja auch. Vielleicht sind sie nur so traurig, weil Sie die Welt verlassen müssen. Aber was haben Sie davon!

von! Sie wissen schon, was Ihnen am besten ist.

Rosenberg. Das weis ich.

Der Bürger. Was mich anbetrift: so wollte ich lieber ein Klosterherr, als ein Hofrath, oder Landbeamter seyn.

Rosenberg. Es hat doch jeder Stand seine Beschwerden.

Der Bürger. Das ist wahr. Aber glauben Sie mirs, kein Mensch ist wenigern Beschwerden unterworfen, als ein Klosterherr. Das Klosterleben ist das beglückteste Leben in der Welt, und wer da ein Bedenken trägt, hinein zu gehen, der verdient, Hungers zu sterben.

Rosenberg. Ich gehe ja, wie Sie sehen, ins Kloster.

Der Bürger. Nun das freut mich. Das ist das vernünftigste, was Sie thun können. O wenn doch ihr Vater noch lebte! Tröste ihn der liebe Herr Gott! Der würde eine Freude haben! -- Jetzt kommen Sie herab. Ich habe Chokolade für Sie richten lassen.

Rosenberg. Sie sind zu gütig, mein Wohlthäter! Wie sollte ich Ihre Wohlthaten verdienen, oder vergelten können!

Der Bürger. Davon ist die Rede nicht. Weil Sie nur ins Kloster gehen! Jetzt ist alles gut. Wer weis, was sonst geschehen wäre!

Als Rosenberg in die untere Stube kam, war schon alles hergerichtet. Es war ein großes Lärmen und Jauchzen im Hause. In der Küche waren gegen acht Personen beschäftigt, eine Menge Speisen herzurichten. Endlich erschienen die Gäste. Man saß bis an den Abend bey der Tafel. Auch Mariane mußte dabey erscheinen. Hierauf trat die Musik auf. Rosenberg wurde gezwungen, mit Mariane zu tanzen. Aber es war kein fröhlicher Tanz. Ihre Herzen waren verwundet. Sie fühlten den Schmerz, getrennt zu werden, zu sehr, als daß sie an der Freude, die unter allen Gästen herrschte, Antheil hätten nehmen können. Mariane hatte sich entschlossen, nicht mehr fröhlich zu werden, und Rosenberg war im Begrif, von den Freuden, die das gesellschaftliche Leben giebt, Abschied zu nehmen, und einen Ort zu betretten, wo man es für eine unverzeihliche Sünde hält, Vergnügungen dieser Art zu genießen. Ihre Lage war auf beyden Seiten sehr hart. Mariane hatte ihre Munterkeit, und Rosenberg einen Theil seiner Ruhe verlohren.

Die ersten Gefühle der Liebe sind bey unschuldigen Seelen immer mächtiger, als sonst, und so süß die Freuden sind, die man zu empfinden pflegt, wenn man ungehindert das Glück reiner Gefühle genießt: so groß und bitter sind auch die Leiden, wenn man an dem Glücke gehindert wird, oder wenn sich gar Umstände ereignen, wo man sich von dem Gegenstande der Freude entfernen und trennen soll. Eben daran erkennt man auch den Werth der Unschuld. Viehartige und ausschweifende junge Leute werden in solchen Fällen allemal unfähig seyn, sich zu betrüben. Daher kommt es, daß in unsern Zeiten solche Beyspiele weiter nirgends, als in Romanen zu finden sind. Die Schaamlosigkeit es in diesem Punkte dem Viehe gleich zu thun, hat sich zumal in großen, volkreichen Städten so sehr verbreitet, daß man beynahe alle Tage Augenzeuge von den schändlichsten Ausschweifungen dieser Art seyn kann. So wie es den meisten Tugenden gieng: so gieng es auch der Liebe. Man hat das Gefühl für ihren Werth verlohren, und sie zu einer abscheulichen Dirne herabgewürdigt. Ja man ist so gar schaamlos genug, daß man sich auch in diesem Stücke der größten und unnatürlichsten Schändungen rühmet. Es ist einer der

gewöhn-

gewöhnlichsten Ausdrücke von jungen Leuten: Heute bin ich bey dieser H -- gewesen! Eben so sind auch die Mädchen. Sie haben schon lange alle Sittsamkeit verlohren, und es hat mancher unverdorbne Jüngling das Unglück, von so einer Gewerbhure verführt zu werden. Es giebt deren eine Menge an allen Orten und Enden. Die Unschuld ist hier am wenigsten in Sicherheit, und es ist ein Glück, von dieser allgemeinen Seuche nicht angesteckt zu werden. So schrecklich die Folgen dieser Ausschweifungen sind: so ist doch der Leichtsinn unsrer Jugend zu groß, als daß sie sich von denselben enthalten könnte. Das Beyspiel hat diese Handlungen schaamlos gemacht, und die Gleichgültigkeit, mit der man diese betrachtet, hat den Gesetzen ihre Wichtigkeit genommen. Wir brauchten die Gesetze des Lykurgus, um diesen Unordnungen abzuhelfen. So lange der Müssiggang besoldet, und ihm nicht alle Gelegenheit genommen wird, sich fort zu bringen: so lange hat es mit diesen kein Ende. Auch kömmt in diesem Stücke nach meiner Meynung sehr viel auf die Erziehung an. Wenn man jungen Leuten den wahren Werth der Tugenden tiefer in das Herz prägen, und sie vorzüglich zur Arbeitsamkeit gewöhnen würde: so würden so viel

ich

ich glaube, der Beyspiele solcher Unschuldschändungen weniger seyn. Man würde vielleicht bald überzeugt werden, daß es edlere und dauerhaftere Vergnügungen gebe, daß die Bestimmung des Menschen erhabner sey, und daß die Bestrebsamkeit, rühmliche Dinge zu thun, weit süssere Freuden gewähre, als die ausschweifende Wollust.

Als Rosenberg auf sein Zimmer zurücke kam, fand er unter seinen Papieren folgenden Aufsatz:

Lieber theurer Rosenberg!

Nehmen Sie dieses zum ewigen Andenken mit sich. Ich weiß Ihnen nichts bessers mit zu geben, wenn ich gleich den Reichthum eines Königreichs hätte. Sie waren meinem Herzen so unentbehrlich geworden, und nun soll ich Sie für mein ganzes Leben verliehren. Ich bin sehr betrübt, da ich dieses schreibe. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen durch meine -- ich weis nicht, wie ich es recht nennen soll, durch meine Wünsche, Sie für mein ganzes Leben zum Freund zu haben, beunruhigte. Ich hätte es nie gewagt, mir unmögliche Dinge

zu wünschen, wenn ich eher gewußt hätte, daß Sie so wohl versorgt würden. Ich wünsche Ihnen Glück, sehr vieles Glück im Kloster. Sie sollen zufrieden und vergnügt leben, und keine Stunde soll Ihnen mißvergnügt und betrübt vorübergehen. Aber ich fürchte, lieber theurer Rosenberg! ich fürchte, Sie werden dort nicht ganz glücklich seyn. Ich bin freylich nur ein einfältiges Mädchen, das von den Sachen, die Männer betrift, sehr wenig verstehet. Aber ich fürchte -- und deswegen wünsche ich, daß es Ihnen dort gut gehen möge. Ich habe schon wunderliche Dinge gehört von den Leuten, die dort leben sollen. Man sagt, es seyen viele unter diesen Leuten, die sich wieder wegwünschen. Ich weis nichts davon. Aber genug! Ich würde doch nicht hingehen, um mein ganzes Leben dort zuzubringen.

Wenn Sie also einmal dort sind, wenn Sie eine Kutte auf Ihrem Leib tragen, und Ihre Haare beschnitten sind; wenn Sie das Gelübd gethan haben, an den Freuden, die in der Welt sind, keinen Antheil zu nehmen, und Sie in Ihrer Zelle einsam bey Büchern sitzen: so erinnern Sie sich, wenn es keine Sünde ist, auch meiner. Denken Sie, daß ein Mädchen sich dem Wunsch erlaubte, Sie zum Gefährten

ten ihres Lebens zu haben, und daß sie über den Schmerz, Sie verlieren zu müssen, lange untröstlich seyn werde.

So ist es, lieber, theurer Rosenberg! Ich werde lange nicht vergessen, was ich an Ihnen verlohren habe. Es wird für mich ein Trost seyn, über Ihre Entfernung untröstbar zu seyn. Ich werde, wo ich hingehe, meinen Kummer hinbringen, und keinen Ort verlassen, ohne demselben zuvor meinen Jammer zu klagen. Ich werde das Andenken dieser so glücklichen Tage lange heilig halten, und das Unglück, dieser Freuden so bald beraubt zu seyn, beweinen. Ich werde jeden Tag mit dem Wunsch anfangen, daß es Ihnen gut und wohl gehen möge, und mit Thränen enden, daß ich in meinen Hofnungen und Wünschen betrogen wurde.

Ich habe auch ein Gelübde gemacht, lieber Rosenberg! das ich heilig halten werde. Ich habe es meinem Gott geschworen, Sie lange nicht zu vergessen. Sie sollen mir auch in der Entfernung noch schätzbar und werth seyn, und ich will in Träumen, und in dem Wunsche, auch von Ihnen nicht vergessen zu werden, eine Art von Beschäftigung suchen.

Was soll ich doch für einen Abschied von Ihnen nehmen! Morgen fahren Sie fort, um nimmer-

nimmermehr in Ihrem Leben wieder zu kommen. Ach! es ist für mich sehr hart, dieses mir vorzustellen, und ich kann mich eben jetzt, da ich es mir wirklich denke, daß Sie Ihr ganzes Leben nimmermehr kommen werden, unmöglich der Thränen enthalten. --

So leben Sie denn wohl, lieber, edler Rosenberg! werden Sie so glücklich, als es immer ein Mensch auf dieser Erde werden kann. Erinnern Sie sich auch meiner, und halten Sie mich Ihres schätzbaren Andenkens nicht unwürdig. Glauben Sie, daß mein Wunsch, Sie zum Gefährten meines Lebens zu haben, gewiß aufrichtig war, und daß der Schmerz, mit Ihnen die Hofnung und die Erfüllung meines Wunsches zu verlieren, grausam und bitter seyn wird. Noch einmal, leben Sie wohl, lieber Rosenberg! und nehmen Sie dieses zum ewigen Andenken von Ihrer

Freundinn Mariane
H--

Antwort.

Liebe, unvergeßliche Mariane!

Nehmen Sie auch dieses zum ewigen Andenken, meine liebe Freundinn! Es ist das letzte, und vielleicht auch das beste, was ich Ihnen geben kann. Ich habe Ihnen schon mündlich gesagt, daß ich sehr hart mich von Ihnen trenne, und daß die Wunde, die ich dadurch meinem Herzen schlage, vielleicht unheilbar seyn werde. Allein es ist nun einmal so über mich gefüget. Ich muß fort, es ist ein harter Zwang, und ich empfinde, daß es mich viel kostet, diesem Zwang zu gehorchen. Aber es ist vergebens, sich, wenn man einmal in einem Abgrund zu stürzen anfieng, zurück zu halten. Ich habe zu schnelle Schritte gemacht, und es ist mir jetzt unmöglich, zurück zu tretten.

Indeß bin ich für nichts so sehr besorgt, als für Ihre Ruhe, liebe Mariane! Es ist für Sie ein Unglück, mir die so edlen Wünsche ihres Herzens geschenkt zu haben, und ich mache mir keine geringen Vorwürfe darüber, daß

ich an dem Verlust Ihrer Freuden Ursache sey. Wie sehr wünschte ich, Ihnen Ihre Munterkeit und Fröhlichkeit, Ihre Ruhe und Frieden wieder zurück geben zu können! -- Aber ich bitte Sie, mäßigen Sie Ihre Betrübniß, und vergessen Sie mich eher, als daß Sie über meinen Verlust sich kränken sollten. Denken Sie an mich als an einen Freund, der Ihnen glückliche, und zufriedne Tage in der Welt wünscht, und nicht als an einen Geliebten, der Sie darum verläßt, um Sie zu betrüben. Diese Absicht wäre grausam, und ich müßte den Werth Ihrer Tugend wenig empfinden, wenn ich so eine haben könnte.

Ich nehme einen sehr harten Abschied von Ihnen, liebenswürdige Mariane! Ich fürchte eben so, wie Sie, ob ich dort, wohin ich zu gehen gezwungen bin, mein Glück finden werde. Vielleicht kommen harte, harte Tage über mich. Vielleicht waren diese meine letzten Freudentage. Vielleicht -- doch! wie Gott will!--

Wir werden vermuthlich uns im Leben nicht mehr sehen, und diese Vermuthung hat für mich etwas sehr hartes in sich. Es ist in der That ein sehr harter Begrif, für sein ganzes Leben dasjenige verlassen zu müssen, was man liebte. Indeß würde ich noch so ruhig von hier

weggehen, wenn ich nicht sehen müßte, wie unruhig Sie über meine Abreise werden. Ihre Gesinnungen gegen mich rühren mich ungemein, und ich wünschte, Ihnen dieß alles vergelten zu können. Indeß muß ich Ihnen doch gestehen, daß ich ruhiger ins Kloster gehen würde, wenn Sie mehr gleichgültig gegen mich gewesen wären. Ich empfinde, daß ich den Verlust Ihrer Freundschaft im Kloster durch nichts werde ersetzen können, als durch die Erinnerung dessen, was ich in Ihrem Hause genoß.

Heute war der letzte Tag, den ich in Ihrer Gesellschaft zubringen durfte. Man hat mich zwingen wollen, munter und fröhlich zu seyn; aber es war vergebens. Ich werde mich meines letzten Tanzes, den ich mit Ihnen tanzte, noch lange erinnern; denn er war kein Freudentanz. Die Melodie unsrer Herzen war von jener; die auf dem Saal war, gar sehr unterschieden. Wir fühlten den Schmerz, bald getrennt zu werden. --

Also morgen bin ich schon um diese Zeit im Kloster, wohin mich das Verhängniß führt. Leben Sie wohl, Mariane! werden Sie glück-

lich,

lich, und nehmen Sie auch dieses zum ewigen Andenken von Ihrem Freund

Rosenberg.

* * *

Den andern Morgen war das Haus schon wieder in Aufruhr. Die Musik fieng auf ein neues wieder an. Es wurde das Frühstück genommen, und dann gieng die Reise an. Als Rosenberg zu seinen Wohlthäter in den Wagen stieg: stund Mariane vor der Haustreppe. Sie war unschlüßig, was sie thun sollte, ob sie nochmals zum Wagenschlag gehen, oder sich ganz entfernen sollte. Es traten ihr Thränen in die Augen. Aber der Wagen rollte fort, und Mariane stürzte in ihr Zimmer zurück, und brach in laute Klagen aus --

Die Bürger verliessen ihre Werkstätte, liefen vor ihre Häuser heraus, zogen die Mützen ab, und wünschten ihm noch einmal Glück auf die Reise. Aber Rosenberg saß sprachlos an der Seite seines Wohlthäters, und kam seinem Schicksale immer näher.

Als sie in dem Kloster ankamen: war alles in gröster Freude. Der Prälat, der eben

aus dem Pferdestall kam, erzählte gleich anfangs, daß er wieder einen unvergleichlichen Rappen gekauft habe; der Braune sey im hintern Fuße verrenket, und da müsse er alle Tage zwey bis dreymal in seinem Pferdestall nachsehen, was paßiere. Seine Pferde wären die schönsten und prächtigsten in der ganzen weiten Gegend, ja der Herr Prälat von ** hätte nicht einmal solche. Unterdessen kam auch der Hofoberkellerer, und der Pater Küchenmeister. Diese führten die Gäste in das Tafelzimmer; zuvor aber, sagte der Prälat, müssen Sie meine Pferde sehen. Sie wanderten also nach dem Pferdestall, wo der Prälat jedes nach einen vertraulichen Schlag auf den Backen bey einen besondern Namen nannte, und die Eigenschaften desselben erzählte. Sein Reitpferd hieß Frater Teufelholl. Morgen sollen Sie auch meine Mastochsen sehen, sagte der Prälat wieder, als sie den Pferdestall verließen. Aber es ist immer in einem Weg. Wir wollen sie gleich heute noch sehen. Ich habe auch die größten und fettesten Ochsen in der ganzen Gegend. Das ist so meine Freude. Ich bin nirgends lieber, als bey meinen Ochsen, und bey meinen Pferden. Wenn ich verdrüßlich oder unwillig bin: da gehe ich in meinen Stallungen

umher

umher, und unterhalte mich mit meinen Ochsen und Pferden. Da werde ich gleich wieder aufgeräumt. Es ist aber auch eine Freude solche Ochsen zu haben. Sehen Sie doch, wie sie mich alle kennen, wie sie alle auf mich sehen! Sie wissen halt, wen sie vor sich haben. -- Dieser graue Büffel da ist mein Leibochs. Er leidet keinen Menschen um sich, als mich, und den Futterknecht. Trauen Sie ihm doch nicht! Er ist gar ein böser Teufel. Er schlägt und stößt gleich -- Ihre Hochwürden, und Gnaden! sagte hierauf der Pater Küchenmeister, der auch zugleich Hofgärtner war, es wäre gerade so gescheid, wir führten die Herren Gäste auch in den Garten noch. Es ist nur um etliche Schritte zu thun. Ja! das ist wahr, sagte Seine Hochwürden und Gnaden, der Herr Prälat, den müssen wir auch noch sehen. Ich habe eine ganz neue Kegelstatt herrichten lassen. Ist der Herr Hochzeiter kein Kegelschieber?

Rosenberg. Ihr Hochwürden und Gnaden! vom Spiel bin ich kein Liebhaber.

Prälat. Er wirds schon werden. Nur Gedult! In meinem Kloster muß alles lustig seyn. Ich leide keine Kahlmäußer. Aber schüßen kann er?

Rosenberg. Auch das nicht! Ihre Hochwürden und Gnaden!

Prälat. Nu! Das wird er auch bald lernen. Ich habe große Jagdrevieren, und in meinen Waldungen giebt es eine Menge Wild. A propos, Pater Küchenmeister! Ist der Hirsch noch nicht geschossen worden, den wir neulich in der Spur funden?

Küchenmeister. Der Jäger hat seinen Jung schon vor drey Tagen fortgeschickt. Er wird sich vermuthlich verloffen haben.

Prälat. Wenn der Hirsch nicht binnen drey Tagen in mein Kloster kömmt: soll der Jäger seinen Jung gleich zum Teufel schicken. Man sag ihm dieß! -- He,! ein paar Kugel herein. Die Kegel aufgesetzt! -- vom ersten muß er mir fallen. --

Seine Hochwürden und Gnaden der Herr Prälat warfen also mit aller Anstrengung der Kräfte, in der unnatürlichsten Stellung, und mit einem gewaltigen Fluch die Kugel hinaus, worauf Hochdieselbe zugleich mit ihrem Körper die nämliche Wendung, wie die Kugel machten, und derselben mit der ausgestreckten Hand den Ort anwiesen, wo sie anschlagen sollte. Aber die Kugel lief dem ohngeachtet bey den Kegeln vorüber, ohne einen davon anzurühren.

Es

Es ward also wieder wacker geflucht, und eine neue Kugel gefordert, die Hochdieselbe wieder in der nämlichen Verzerrung des ganzen Körpers, und mit einem kräftigen Schwur, daß diese gewiß treffen würde, hinauswarf. Zum Glück fiel ein Kegel, worüber denn der Pater Hofoberkellerer, und der Pater Küchenmeister Seiner Hochwürden und Gnaden Beyfall zuklatschten, wodurch Dieselbe so vergnügt und lustig wurden, daß nunmehr bis zur Tafel fortgespielt wurde.

Bey der Hoftafel, wobey noch zwey Patres aus dem Convent erschienen, kamen die auferbaulichsten Gespräche vor. Was macht die Frau Weidmännin? sagte der Herr Prälat zum Bürger, der den jungen Rosenberg ins Kloster führte.

Bürger. Sie ist von ihrem Mann.

Prälat. Was Sie da sagen! Von dem hab ich noch kein Wort gewust. Wie gieng das zu?

Bürger. Das weis kein Mensch recht. Freylich redet man hier und da sehr viel schlimmes von ihrem Mann. Allein man darf nicht allemal dem Gerede glauben. Ich wenigstens kenn' ihn als einen ehrlichen Mann, der keinen Menschen betrügt. Daß er mit seiner Frau so

übel hauset -- nun! er wird schon Ursach haben.

Prälat. Sie ist eine brave Frau. Da fehlt nichts. Ich habe sie schon gekannt, da ich noch Student war. Und als sie heyrathete, und ich ins Kloster gieng: habe ich alle Jahre bey ihr eingekehrt. Ich kann nichts schlimmes von ihr sagen --

Bürger Nun! wie mans halt nimmt! Ich weis auch nichts arges von ihr zu sagen.

Prälat. Sie ist zu jung für ihren Mann. Er kann sie nicht genug unterhalten.

Bürger Dafür macht sie ihm auch schon zu Zeiten Hörner.

Prälat Wie schmeckt Ihnen mein Wein?

Bürger. Vortreflich!

Prälat. Davon hab ich noch 15. Faß im Keller.

Auf der andern Seite wurde das Gespräch nun lauter. Ein Pater lies sich mit Rosenberg über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften auf Schulen ein. Rosenberg behauptete, daß es unmöglich lange so dauren könne. Es wäre eine erbärmliche Verwirrung auf den Gymnasien und Lyceen, und man könnte mit Grunde befürchten, daß der Verfall wahrer Wissenschaften nahe sey. Es fehle den jetzigen

Lehrern

Lehrern an den wahren Grundsätzen eines gesitteten Lebens, und an dem Geschmacke in den schönen Wissenschaften. Es werde dadurch die Erziehung der Jugend sehr schlecht besorgt, und man sey auf nichts weniger, als auf nützliche und brauchbare Wissenschaften bedacht. Und wenn es gleich die ernsthafteste Sorge der Obrigkeit ist, nützliche Gegenstände vorzuschreiben: so ist es doch derselben unmöglich, den Lehrern die Kunst beyzubringen, das vorgeschriebne auf eine nützliche und faßliche Art vorzutragen. Man lerne jetzt weiter nichts, als in den untern Schulen lateinische Disticha und Orationes machen, und in den obern de ente composito, & simplici, etc. disputiren. Daß aber solche Wissenschaften von gar keinem Nutzen seyen: das brauche eines sehr geringen Beweises. Man könne mit solchen Kenntnissen zwar geistlich werden; aber in dem Staat einen Dienst zu bekommen, oder ein brauchbarer Mann zu werden: das sey unmöglich.

Der Mönch, zu welchen Rosenberg dieses sprach, war einer von denjenigen, die das Ansehen einer gründlichen Gelehrsamkeit behaupten wollen, aber in Wahrheit nichts anders sind, als pure Pedanten, die den Geist der Wissenschaften auf Kleinigkeiten einschränken. Er

wurde also, wie Feuer, roth; er schwoll ordentlich auf; rückte alle Augenblicke seinen Sessel, fuhr mit einem Glas Wein zum Mund, und wischte sich die Stirne.

Der Prälat, der eben wieder von seinen Pferden und Ochsen sprach, wurde nunmehr auch aufmerksam. Das ärgste war, daß er das Unglück hatte, diesen Pater auch für seinen Gelehrtesten zu halten.

„Da fängt der Herr Hochzeiter mit dem Rechten an, sagte der Prälat. Der hat Haar auf den Zähnen. Denn kömmt der Herr gewiß nicht aus.

Rosenberg. Ihre Hochwürden und Gnaden! Ich bin gar nicht gesinnt, mich in Streittigkeiten über die Wissenschaften einzulassen. Ich habe nur so meine Meynung über den jetzigen Zustand derselben gesagt.

Der Mönch. Das war eine Meynung in contrarium. Sie riecht nach den Genium hodierni saeculi, das ein wahrhaft verderbtes, und ketzerisches Saeculum ist.

Rosenberg. Man hat doch hin und wieder in den Wissenschaften große Schritte gethan. Kein Jahrhundert ist an berühmten und großen Männern so reich, wie das gegenwärtige.

Der Mönch. Wer ist bey dem Herrn ein großer Mann?

Rosenberg. Meiner Meynung nach derjenige, der in den Wissenschaften etwas Bewunderungswürdiges, oder etwas allgemein nützliches leistet, der Vorurtheile besiegt, und die Wahrheit mit den stärksten Zügen darstellt.

Der Mönch. Ist der verdammte Rousseau auch ein grosser Mann bey ihm?

Rosenberg. Das sollte mich wundern, wenn Euer Hochwürden diesen Schriftsteller sollten gelesen haben.

Der Mönch. O! da bewahre Gott! Ich habe mir schon genug von ihm gehört. Der gelehrte Erzjesuit hat seine Irrthümer in seinen Religionsgründen sattsam widerleget.

Rosenberg. Ob sie sattsam widerlegt sind, das will ich hier nicht untersuchen. Genug! Rousseau ist der liebenswürdigste und redlichste Mann von der Welt.

Der Mönch. Potz Saprament! Das ist gefehlt, junger Herr! Denken doch Euer Hochwürden und Gnaden! Den bekannten Freygeist Rousseau nennt der Herr Hochzeiter da einen liebenswürdigen Mann! Das ist weit gefehlt, bey meiner Treu!

Prälat

Prälat. Ja, das ist Himmelweit gefehlt!-- Wie heißt dieser Freygeist?

Der Mönch. Rousseau.

Prälat. A so! der ists! Er hat ja so einen saubern Kameraden gehabt. Wie heißt er denn gleich?

Der Mönch. (Hatte eben ein Glas am Mund) Voltaire!

Prälat. Richtig!

Der Mönch. Diesen nennt der Herr gewiß auch einen großen Mann?

Rosenberg. Ich bewundre seinen Witz.

Der Mönch. Ihr seyd mir schon die feinen Herren -- Aber es wird bald anders gehen. Dank der Herr seinem Gott, daß er ihm noch die Gnade verliehen hat, in ein Kloster zu kommen. Hier wirds bald anders werden. Der Herr wird bald anders denken lernen. So wär es weit gefehlt. Unsre Theologie wird seinen Kopf schon wieder zurecht richten.

Gott im Himmel! dachte Rosenberg! was wird aus mir werden, wenn ich unter solche Leute gerathe! -- Ihre Theologie soll mir meinen Kopf wieder zurecht richten! -- Ich sollte anders denken lernen! Sollte, wie sie, werden! Und sollte noch dazu meinem Gott danken, daß er mir die Gnade verlieh, in ein Kloster zu kom-

kommen! -- O Unsinn! Was hab ich gethan, wo bin ich hingerathen! -- Hier sollt ich also mein ganzes Leben zubringen; sollte Gelübde schwören, dumm und ein Thor zu werden! Sollte solche Leute als Lehrer um mich sehen, die unwürdig sind, den Namen eines großen, und liebenswürdigen Mannes nur zu nennen! O Gott! was wird aus mir werden! Wär es nicht besser und rühmlicher, wenn ich mit dem Pflug in der Hand die Felder meines Vaterlandes pflügte, als daß ich hier der ganzen menschlichen Gesellschaft unnütz in einer geschwornen Dummheit, und heiligem Müssiggange die besten Jahre meines Lebens verschleudern sollte? Ist das Verdienst meines Bruders, der in der weiten Welt durch seine Handarbeit sich ernährt, nicht größer, als das meinige, der ich gezwungen seyn soll, nach Grundsätzen, und nach Pflicht ein unbrauchbarer, und müssiggehender Mann zu werden? Wird ihm das trockne Brod das er auf seiner Wanderschaft dem Mitleiden guter Menschen abzwingt, nicht besser schmecken, als mir der Ueberfluß an Speisen und Getränken, worinn manchmal das Blut der Unterthanen rinnt? O! wie weit glücklicher ist mein Bruder! Er ist von Sorgen frey, die einem Mann von Einsichten und Redlichkeit oft

die

die Ruhe seines Lebens rauben. Er darf keinem Despoten Gehorsam schwören. Er hat noch neben dem die beste Gelegenheit, auf seinen weitschichtigen Reisen sich Kenntnisse zu sammeln, die ich in meinen Mauern, bey so einer Einförmigkeit des Lebens, unmöglich erhalten werde -- Der erste Schritt ins Kloster hat mich schon höchst mißvergnügt gemacht, wie wird es erst in der Folge noch gehen! --

Diese Gedanken nahmen ihm beynahe alle Ruhe. Er schlief erst nach Mitternacht ein, nachdem er zuvor das Merkwürdige dieses Tages in sein Tagebuch schrieb. Es waren anfangs in dieser Beschreibung harte Ausdrücke gegen sein Schicksal, und am Ende, Trostgründe für die Zukunft beygefügt. „Es ist schrecklich, hieß es, keine andere Aussicht zu haben, „als am Ende unrühmlich abzutretten. Ein „Schauspieler bemüht sich, gut zu spielen, damit er nicht ausgepfiffen wird, und ich sollte „nichts thun, nichts -- Die Zuschauer werden „gähnen, und mich, wenn ich abgetretten bin, „vergessen, oder vielleicht gar froh seyn, daß „ich abtrat. Was für eine Rolle fange ich auf „der großen Schaubühne der Welt zu spielen „an! -- Die Rolle eines Mönchens! -- O „eine herrliche Rolle! -- Die Geschichte des

„heu-

„heutigen Tages hat mir wunderliche Dinge „gelehret. Der Herr Prälat ist in seinen Sit„ten, und Kenntnissen ein Bauernknecht, der „sich um seine Pferde und Ochsen mehr besorgt, „als um das, was unter seinen Patern, dessen „Hirt er seyn soll, vorgehet. So lächerlich „indeß sein Charakter ist: so ist doch der Cha„rakter des Gelehrtscheinenden noch weit häß„licher --

Am Ende hieß es:

„Ich sehe freylich, daß mir eine trübe Zukunft „bevorstehe. Ich empfinde, daß ich mißver„gnügt seyn werde. Aber, mein Gott! wo „soll ich hingehen, um den Mißvergnügen zu „entfliehen! Es ist nun einmal so! Kein Win„kel der Erde ist ganz so beglückt, wo nicht „hier und da ein Klagender sich aufhält. Für „mich war keine andere Wahl übrig, als in „Noth, Verachtung und Armuth zu sterben, „oder in einen prächtigen Elend zu leben. Ich „würde freylich noch ganz anders wählen. „Aber es ist vorbey. Der Himmel hat es so „über mich gefüget. Vielleicht wird es bes„ser werden, vielleicht schlimmer -- wie Gott „will! --

Den andern Morgen mußte Rosenberg im ganzen Convent bey allen Patern für die güti-

ge Aufnahm Danksagung abstatten. Der Pater Senior machte wieder eine rührende Anrede an ihn, in welcher er ihn ermahnte, sich ja mit Geduld und Demuth in den Geist seiner heiligen Ordensregel zu fügen, die bösen Begierden, die hier und da vom Widersacher des menschlichen Geschlechts in uns erregt werden, tapfer zu überwinden, und den Eingebungen desselben, das Kloster zu verlassen, einen unerschrocknen Widerstand zu thun. Es hätten sich schon mehrere junge Leute von diesem bösen Feinde überreden lassen, der heiligen Ordensdisciplin zu entfliehen. Sie wären aber nachgehends sehr gottlose Leute geworden, und Gott hätte an ihnen sichtbar ihren Ungehörsam, und ihre übertriebene Liebe für die Freyheit gestraffet. Es wäre um etliche Jahre zu thun, und die bösen Begierden würden bald unter dem Joch des Gehorsams zur Ruhe gebracht werden. Er solle nur anfangs kräftigen Widerstand thun, und seinen heiligen Schutzengel ja nicht vergessen. Wenn dieser einmal vom Menschen weicht: so ist es ein sicheres Anzeigen, daß der böse Feind mehr Gewalt über die Seele dieses Menschen habe, als der Heil. Engel.„

So gut gemeynt diese Anrede war, denn wie könnte der alte Mann, der sein ganzes Leben im Kloster zufrieden war, anderst sprechen! so war doch Rosenberg froh, da sie am Ende war.

Der Pater Prior kniete vor einem seiner Altäre, und betete den Rosenkranz, und der Pater Prediger war eben beschäftigt, seine Predigt auswendig zu lernen. Er agierte in seiner Zelle auf und nieder, und hielt fürchterliche Apostrophen an den Satan. Der Pater Chorregent kam eben vor seine Zelle, und hatte eine Kandel, die er in der Kellerey füllte, unter dem Scapulier. Er zwang sogleich Rosenberg zu trinken. Du Narr! sagte er, das muß man gewohnen. Braunes Bier ist mein liebstes Frühstück. Ich will dich auch schon zu Zeiten einladen. Darfst dich darauf verlassen, ich werde dir manchen guten Bißen zuschieben. Trink noch einmal, Rosenberg! ich werde gleich ein frisches hohlen. --

Nun kam Rosenberg auch zu dem gelehrten Pater, mit dem er gestern bey der Tafel so hitzig über die Wissenschaften stritt. Aber wie erschrack Rosenberg, als er hörte, daß dieser Pedant sein Novizenmeister würde. „Das, was gestern der Herr so unvorsichtig, und wahr-

lich nach ketzerischen Irrthümern riechend sprach, das wollen wir im Novitiat schon wieder gut machen. Wir müssen einen ganz neuen Grund legen, damit die guten Grundsätze fruchten können. Vor allen muß der Herr den Irrthümern abschwören, die er aus verdächtigen, und von ihm so angerühmten, von mir aber ganz verworfnen, und zum Feuer verdammten Büchern zog. Das wäre weit gefehlt, Herr! wir müssen mit dem Weltkleid auch unsre weltlichen Gesinnungen ablegen, und allen Ketzereyen und Irrthümern eine gute Nacht geben. Nun! es wird schon gehen. Der Herr wird bald ein ganz andrer Mensch werden, wenn ich ihn zwacke und striegle. Je nun! es ist halt nothwendig. Der Herr sieht es schon selbst. So wär es weit gefehlt.„ --

Lieber Gott! dachte Rosenberg, als er aus der Zelle trat, was wird das für ein Novitiat werden! Mir wird bang, wenn ich daran denke -- Gott gebe mir Geduld und Muth! -- Wer weis, ob ich es so werde ausdauren können. Sind schon die ersten Stunden so schrecklich für mich, wie wird es erst in der Folge noch werden. Ach! ich bin an kein Ort des Vergnügens gerathen. Ich sehe Elend und Mißvergnügen unter jeden meiner Schritte entstehen.

stehen. Ich trette, wo ich hingehe, auf Nattern, und ich empfinde, daß hier die Luft angesteckt ist. O! Rosenberg! Rosenberg! was hast du gethan! --

Unter diesen Gedanken kam er in die Zelle des dicken Pater Bibliothekarius. Er lag in einem Schlafseßel, und rieb sich eben die Augen, die noch vor Schlafe sich kaum bewegen konnten. „Was will der Herr! seuzte er schnarchend. Mich für die Gnade -- „Schon recht! „ und der Pater Bibliothekarius schlief wieder fort.

Nun eröfnete er die Zelle des jungen unglücklichen Mannes. Er kam ihm sogleich mit offenen Armen entgegen, und umarmte ihn mit aller Wärme der Freundschaft. „Ich weis nicht, soll ich mich freuen, oder betrüben, Sie hier zu sehen, lieber Rosenberg! Ich wünschte nicht hier zu seyn, um nicht zu den grausamen Wunsch gezwungen zu werden, Sie hier zu sehen. Sie werden harte Dinge erfahren, von denen Sie noch nicht einmal einen Begrif haben. O Rosenberg! gehen Sie noch zurück, wenn Sie können. „

Rosenberg. Ich kann nicht mehr.

Der junge Mönch. „Wie! wenn Sie aber einst gezwungen werden, zu gehen! wenn

Sie einst selbst das thun, was ich Ihnen jetzt eben rathe! Warum gehen Sie nicht lieber gleich, als wenn Sie sich mit der Zeit unangenehmen Nachreden aussetzen müssen? Ich fürchte, lieber Rosenberg! Sie werden es nicht ganz aushalten.„

Rosenberg. Nu! wie Gott will! -- Ich wünschte freylich, die Schritte, die ich nun vorwärts gethan, wieder zurück thun zu können. Ich habe noch keinen Augenblick gehabt, von dem ich sagen könnte: ich war meines Lebens froh! Ich sah, und hörte nichts, als was mich äusserst kränkte, und was werde ich von einem Stande, der schon im Anfange so vieles Mißvergnügen für mich hat, in der Folge für eine Zufriedenheit hoffen können? O liebenswürdigster Mann! Ich weis nicht, was ich thun soll. Rathen Sie mir um meiner Ruhe willen, was ich thun soll. Ich kam mit Wunden hieher, die hier vielleicht nicht mehr heilen werden.

Der junge Mönch. „Ich weis Ihnen nichts bessers zu rathen, als: Gehen Sie, eh noch eine Mönchskutte auf Ihren Leib kömmt. Lassen Sie Ihre Haare nicht abscheeren. Ich bitte Sie, gehen Sie heute noch.

Rosenberg. Wohin? -- Denken Sie doch um Gottes willen! wo soll ich hingehen? Verlassen, mittellos, ein Wayse und ausser Stand gesezt, mir durch irgend eine Wissenschaft meinen Unterhalt zu verschaffen? -- Neben dem stellen Sie sich die Spottreden vor, denen ich von allen Seiten ausgesezt seyn würde. Mein Wohlthäter, der mich seit dem Tod meines Vaters in seinem Hause hielt, würde mich als den undankbarsten Taugenichts bekannt machen und die übrigen Leute würden sich wechselweise verschiedne Anekdoten von meiner Flucht zu erzählen wissen. Rosenberg, würde es heißen, hat uns alle zum Besten gehabt. Er lies sich brav wohl seyn, hielt eine prächtige Lezt, und nun, da es Ernst wird, lacht er uns alle brav aus. Wir haben es gleich gedacht. Aus diesem Purschen wird seiner Lebetage nichts. Er ist im Grund und Boden verdorben. Sein Vater sollte noch leben! Welches Kreuz hätte der ehrliche Mann nicht mit seinem ungerathnen Sohn! -- So würde man mich heruntersetzen, und, so oft sich eine Gelegenheit fügen würde, von einem undankbaren und heillosen Bürgersohn zu sprechen, würde mein Name allemal am ersten genennt werden -- Ich habe auch schon von dem, was mir in der Welt am

theuersten war, Abschied genommen, und ich gehe jetzt hieher, um durch Ihre Freundschaft das wieder zu ersetzen, was ich durch meinen Abschied verlohren habe.

Der junge Mönch. „Das kann ich Ihnen nicht ersetzen, lieber Rosenberg Mein Umgang wird Ihnen bald zu einförmig werden, um in demselben die Zufriedenheit Ihres Lebens zu finden. Es werden in Ihnen andere Unruhen erwachen. Eine schreckliche Reue wird Ihnen das Leben zu einer langsamen Quaal machen. Sie werden sich Dinge wünschen, die für Ihr ganzes Leben verlohren sind. O lieber Rosenberg! glauben Sie doch einem Mann, der gezwungen war, das zu erfahren, dessen Möglichkeit er sich nicht einmal dachte. Da ich mich in diese Mönchskutte steckte, war ich noch unerfahren in dem, was einen Mann, der gesundes Herzens ist, kränken kann. Ich erfuhr noch die Verfolgungen nicht, denen man in der großen Welt oftmals ausweichen, aber hier unmöglich entrinnen kann. Wer hier einmal den Verdacht besserer Gesinnungen, und reinerer Grundsätze erregt hat: mit dem ist es für sein ganzes Leben geschehen.„

Rosen-

Rosenberg. Ach! daß ich doch so unglüklich bin, einen Stand antretten zu müssen, der mich elend macht!

Der junge Mönch. „Lieber Rosenberg! Sie hätten die Sache nie so weit treiben sollen. Hätten Sie nach dem Tod Ihres Vaters sich bey irgend einem rechtschafnen Beamten bekannt gemacht. Vielleicht wäre es Ihnen geglükt, auf solche Art sich eine Zeitlang vor der äußersten Noth zu retten.

Rosenberg. Ach! lieber Gott! Ich dachte an nichts mehr; ich hatte schon alle Hofnung, gerettet werden zu können, verlohren. Ich war zu unruhig über mein schlimmes Schicksal, als daß ich auf Mittel hätte denken können, dasselbige zu verbessern. Ich überließ mich ganz dem Verhängnisse, und glaubte gleichwohl, daß es vielleicht so über mich gefügt sey. Nun aber werden mir meine Augen helle; ich sehe die graunvolle Wüste vor mir, in der ich mein Leben werde zubringen müssen. Ach! es ist schreklich! — Auf allen Seiten, wo ich mich nur umsehe, schreklich! — Ich finde nicht mehr, was ich verlohren habe, und nun wird mein Trost seyn, nichts mehr zu suchen, was ich verlieren kann. Lassen Sie mich in Ihren Armen mein Leben unter Kummer und Elend

vollenden. Schenken Sie mir Ihre Freundschaft, würdigster Mann! Es ist vergebens, mir aus einem Abgrund zu helfen, in den ich mich selbst stürzte. Es ist vorüber. Die besten und freudigsten Tage meiner Jugend sind dahin: Nun ist mir ein anders Loos vom Himmel zugeschikt. Ich will es geduldig annehmen; vielleicht kann noch geholfen werden. Wie Gott will! —

Der junge Mönch. „Ach! lieber Rosenberg! Ihr Zustand ist kläglich. Sie haben den Muth verlohren, etwas Bessers zu hoffen. Und zu welchen Entschlüßen verleitet nicht oft die Muthlosigkeit! Indeß hören Sie meine Erinnerungen, die ich Ihnen als Ihr aufrichtigster Freund mache. Sie haben die Sache so weit gebracht, daß Sie es nunmehr für unmöglich halten, zurük zu tretten. Nun! so sey es! folgen Sie dem Eigensinn Ihres Herzens, und lassen Sie Sich Morgen vor unsern Altären zum Mönche gestalten. Doch bitte ich Sie, um Ihrer eignen Ruhe, und unsrer Freundschaft willen, prüfen Sie zur Zeit Ihres Novitiats Ihr Herz, und wenn es da noch den Wunsch in sich hat, ewig ein Mönch zu bleiben, o so bleiben Sie auch; rathet Ihnen Ihr Herz aber etwas anders, so

fol-

folgen Sie der Stimme desselben. Es ist besser, ein freyer zufriedner Bettler, als ein mißvergnügter Sklav des Mönchordens zu seyn. Warten Sie nicht den lezten Augenblik ab. Es könnte vielleicht unmöglich werden, Gelübde, die Sie einmal geschworen haben wieder zurük zu nehmen. Wie schreklich und quälend wäre dann so eine Reue! -- "

Dieses Gespräch wurde durch die Chorglocke unterbrochen. Der junge Mönch mußte eilig seine Flocke um sich werfen, und als Rosenberg aus der Zelle trat, trappte schon eine ganze Trouppe durch den Chorgang. „Hurtig! Mit uns, Herr Hochzeiter! hieß es;" Und Rosenberg mußte sich bequemen, in dem Chor mitzuschreyen.

Es hatte noch ein andrer junger Mensch mit dem Rosenberg die Aufnahme erhalten. Er war aus einem Seminario, und brachte rohe Sitten, und eine gewiße Art Hochmuth mit sich. Die Haare hingen ihm von vornen und hinten, wie steife Baumzacken herunter, und der Mantel lag halb verkehrt auf seinen Schultern. Indeß war er ein großer, starker Pengel, der Vice Praefectus im Seminario war, und gewöhnlich eine Portion von 12. Maaß täglich zwang. Er hatte schon drey Jahre um

den Orden angehalten, und alle Jahre zu gewissen Festen hieher seine Reise gemacht, wobey er sichs denn, wie es auch ganz natürlich war, treflich wohl schmecken lies, und allemal den Schwur machte, sich, wenn er so glücklich seyn würde, aufgenommen zu werden, es ebenfalls so wohl behagen zu lassen. Er war gewöhnlich den ganzen Tag beym Pater Chorregent, der ihn in der früh in die Kellerey und am Abend bis Mitternacht in das Refectorium führte. Dieser war nun einmal der Mann nach seinem Herzen, und sie waren in allem buchstäblichen Verstande die vertrautesten Freunde und Brüder untereinander. „Rosenberg ist zu stolz, hieß es. Er trägt die Nase zu hoch. Er glaubt alles zu wissen, und versteht doch keinen Teufel. Laß den Lecker gehen, Bruder! -- Auf deine Gesundheit!" -- So gieng es gemeiniglich bis nach Mitternacht fort, bis sie endlich berauscht in ärgerliche Zoten, und andere Possen verfielen.

Mit diesem ungesitteten, rohen Trunkenbolde kniete nun den andern Tag Rosenberg vor dem Altar, und empfieng von Seiner Hochwürden und Gnaden, dem Herrn Prälaten, dem seine Pferde und Ochsen immer im Sinne waren, den heiligen Ordenshabit. Er zitterte

am ganzen Leibe, als er sein Weltkleid weglegte, und wußte in der Verwirrung und Unruhe seines Herzens nicht, was er thun sollte. Er vergaß die Hände zu falten und aufzuheben. So gleich gieng der Pater Prior zu ihn hin, und unterrichtete ihn von der heiligen Gewöhnheit, bey solchen Verrichtungen die Hände immer bittend zu halten. Hierauf mußten sie beyde von einem jeden Pater, die in der Reihe stunden, Willkomm nehmen. Als Rosenberg zu den jungen Mönchen kam, und ihm dieser die Hand drückte, kamen ihm Thränen in die Augen.

Nach der Einkleidung übernahm sie der Pater Novizenmeister, und wies ihnen ihre Gefängnisse an. Rosenberg wurde in einen Winkel geführt, wo er nicht einmal in das Blaue des Himmels sehen konnte. Ein Kreuz, ein hölzerner Stuhl, ein Pult, worauf die Ordensregel lag, ein Ascet, und der Spiegel eines frommen Novizens, war sein Hausgeräth. „Nun wollen wir ein heiliges, klösterliches Leben anfangen, sagte der Pater Novizenmeister. Hier ist die heilige Ordensregel unsers Erzvaters, die Er fein oft und fleißig lesen, und auch abschreiben muß. Dort ist der Ascet, der über die Ordensregel Betrachtungen, die sehr nüz-

nüzlich und auferbaulich zu lesen sind, machte. Er muß diesen alle Meditationsstunden fleißig und auferbaulich lesen. Dieses da ist der Spiegel eines frommen Novizens. Aus diesem muß er seine Verhaltungsregeln herholen, wenn er ein wahrer und frommer Noviz seyn will. Gebe er nur acht, aus ihm wird bald ein ganz andrer Mensch werden müssen, sonst wäre es weit gefehlt. Morgen früh um halb vier Uhr steht er auf, und richtet die Lichter und die Chorbücher in Ordnung. Und diese Ordnung muß er alle Tage beobachten. Jezt kann er einen Rosenkranz beten, und Gott für die Gnade danken, nunmehr ein Diener der Kirche und ein Ordensglied geworden zu seyn. Er kann Gott auch bitten, daß er ihn in seinem heiligen Berufe nicht mehr abwendig werden lasse. Thue er fein das, was ich ihn da schaffe. Ich werde hie und da, bald durch die Thüre, bald durch eine Rize nachsehen, und wenn ich einen Fehler beobachte — Poz Saperment! da wirds nicht gut aussehen. Schläge sind hier nicht gewöhnlich, aber Bodensizen, knieen, küssen, ausgespannt beten, bey Tisch cariren, und was halt dergleichen heilsame und heilige Disciplinen sind. Auch der frömmste Noviz kann sich nicht rühmen, diesen Disciplinen entgangen zu seyn,

in-

indem gemäß unsern Regeln auch das geringste Vergehen eine Straffe dieser Art verdienet. Er darf kein so seltsam saures Gesicht darüber machen. Potz Saperment! das wäre wieder gefehlt. Bey uns müßen alle Bußen in heiliger Demuth, und mit gänzlicher Unterwürfigkeit gegen den Willen seiner Obern angenommen werden — Auch merk er sich. Wenn ein Oberer, z. B. ich mit ihm rede: so muß er nicht so da stehen, als wenn ein anderer mit ihm spräche. Er muß die Hände kreuzweise auf die Brust legen, mit dem Leib sich ein wenig gegen die Erde bücken, die Augen niederschlagen, und alles in Demuth anhören und annehmen. Merke er sich dieses wohl. Er könnte sonst oft über diesen Punkt gebüßt werden — So probiere ers einmal. Wie steht er da, wenn ein Oberer mit ihm redet? — Potz Sapramemt! das geht nicht. Gieb er acht! — so steht man da, mit etwas zur Erde gebeugtem Körper, mit auf die Brust gelegten Händen, mit niedergeschlagenen Augen. — Noch einmal! — Schon wieder gefehlt. Er sieht so stolz aus. Geht ihm denn eine eiserne Stange durch seinen Nacken, daß er sich nicht bücken will? — Schon gut! diese Stange wird bald gebrochen werden. Küße er den Boden! —

Kann

Kann es seyn? oder muß ich ihms zeigen? — Ich befehle es ihm im Namen des heiligen Erzvaters. (Rosenberg küßte den Boden, wie ihm aber im Herzen war, das fühle der Leser, der eine edle, menschliche, freygeborne Seele hat) So! es sind nur Exercitia. Er darf sich nicht schämen darüber. Vor allen aber laß er sich wohl angelegen seyn, alles was man ihm befiehlt, in Demuth und gänzlicher Unterwürfigkeit zu thun. Demuth und Gehorsam ist das erste, was ein Noviz zu beobachten hat. Für heute ists nun genug. Jezt bet er den Rosenkranz fleißig; ich werde immer um den Weg seyn, und wenn etwas vorbey geht: so gieb er auf sich acht! „

Unter allen Versuchen, die männliche Geduld zu prüfen, ist keiner so lächerlich, und zugleich so schwer, als dieser. Es ist ein Beweis der geringen Känntnisse, die diese Leute von der Erziehung haben, und man muß die Vorzüge eines menschlichen Geists ganz verkennen, wenn man ihn auf so eine niedrige Art prüfen will.

Rosenberg empfand nun hier das erstemal die Ketten der schröcklichsten Sclaverey. Er stund, als der Novizenmeister seine Predigt endete, verwirrt und unruhig da. Sein Hirn

wur-

wurde heiß, und sein Herz stürmisch. Er konnte sich von dem, was vorgegangen war, beynahe keine Vorstellung mehr machen, und wollte nicht glauben, daß er den Boden geküßt habe. „Wie! Ist es möglich! Sollte der menschliche Geist so sclavisch behandelt werden? Ist es nicht Schande, sich so behandeln zu lassen? O ich Thor! Ich unglücklicher Thor! was hab ich gethan! O wie weit glücklicher und zufriedner wär ich jezt, wenn ich in irgend einer Hütte bey einer ländlichen Dürftigkeit säße, anstatt mich hier in einem prächtigen Elend bübisch behandeln zu lassen. So habe ich es mir nie vorgestellt. Von dieser niedrigen Art, mit einem Mann umzugehen, hatte ich nicht einmal einen Begrif — Ach! lieber Gott! was ist aus mir geworden! — Hier stehe ich nun unschlüssig, was ich thun soll. — Noch habe ich nicht einen einzigen vergnügten Augenblik im Kloster gehabt. Ja! ich erfahre vielmehr, daß es hier um einen fähigen Mann geschehen sey. Es ist unmöglich, daß dieses der wahre Zweck des Lebens seyn könne, und ich bin überzeugt, daß es edlere Beschäftigungen gebe, als diese, zu denen mich der abgeschmackte Pedant anhalten will"

Der Pater Novizenmeister, der indeß wieder zur Thüre schlich, machte diese ganz leise auf, stund auf der Spize seiner Füße, und sperrte den Mund auf, um das, was Rosenberg in der Stille bey sich murmelte, verschlingen zu können. Aber Rosenberg bemerkte ihn nicht. Er rang anfangs die Hände, und seufzte, hierauf wandte er sich, und erblickte seinen Henker hinter sich.

P. Novizenmeister. Poz Saprament! heißt das beten?

Rosenberg. Ich denke.

P. Novizenm. Denken und Beten! wie schickt sich dieß zusamm! Ich muß ihn den heiligen Rosenkranz gewiß auch beten lehren? Er ist mir schon der Rechte! Ha! Mit ihm ist das Kloster brav aufgerichtet.

Rosenberg. Solche Reden bin ich nicht gewohnt, Euer Hochwürden!

P. Noviz. Was! Pursch! Er untersteht sich mir zuzureden? Gleich begieb' er sich in den heiligen Gehorsam. Küß er den Boden dafür.

Rosenberg. Das werde ich nicht.

P. Noviz. Poz Saprament! Will er ihn küssen oder nicht?

Rosenberg. Sehen Sie mich für ein Kind an, da Sie mich so kindisch behandeln? Oder glau-

glauben Sie, Sie hätten es mit einem jungen Menschen zu thun, der dumm genug wäre, so einen unnatürlichen Despotismus willig zu tragen? Glauben Sie so was nicht. Ich habe auch meinen eignen Kopf, und ehe wird Ihr Kopf gebrochen, ehe der meinige bricht.

P. Novizen. Ist denn nicht gleich ein Strick, oder eine Peitsche bey Handen, dieses lose Maul zu züchtigen! (Er rannte wie ein Unsinniger, von einem Winkel in den andern aber Rosenberg blieb ruhig stehen) wenn ich nur geschwind eine Peitsche hätte! —

Rosenberg. Und was wollten Sie damit?

P. Novizen. Er spottet noch? Pursch! Mit dem komm er mir nicht wieder. Küß er unterdessen bis auf ein weiters den Boden.

Rosenberg. Ich hab es schon gesagt. Das werd' ich nicht.

P. Novizen. Poz Saprament! Will er gutwillig, oder muß ich mit Gewalt —

Rosenberg. Bringen Sie mir mein Kleid. Ich habe genug erfahren hier, um nunmehr überzeugt zu seyn, daß dieses Leben das mißvergnügteste für mich seyn würde. Ein Sclav von Ihnen zu werden, dazu bin ich nicht gebohren. Bringen Sie mir mein Kleid!

P. Novizen. Hoho! Es wird nicht gleich aus seyn! Es war so bös nicht gemeynt. Man hat nur den Herrn ein wenig prüfen wollen.

Rosenberg. Mein Kleid bitt ich mir aus.

P. Novizen. Gleich! gleich! Nur nicht so hizig! —

Allein der P. Novizenmeister gieng davon, und verwunderte sich, daß Rosenberg so muthig sey. Er beschloß also seine Gewalt auch an dem andern Novizen zu versuchen. Dieser versteckte, so bald er etwas den Gang herauf kommen hörte, eine Kandel unter die Bettlade, und richtete sich in eine andächtige Ordnung. Und als der P. Novizenmeister die Thüre eröfnete: stund dieser von seinem Betschemmel auf, bog sich bis auf den Boden, und erwartete in aller Demuth und Unterwürfigkeit die Befehle seines Obern. „Das wäre gleich was anders, dachte dieser, als er den großen Pengel so gebückt vor sich sah. „So wär es eine Freude, Novizenmeister zu seyn. Diese Leute geben einem doch noch den gehörigen Respect.

P. Novizenmeister. Hat er seinen Rosenkranz gebetet?

Der Noviz. Ja! Ihre Hochwürden Pater

P. Novizen. Hat er auch schon geistliche Disciplinen gemacht?

Der Noviz. Ja! Ihre Hochwürden Pater.

P. Novizen. Welche?

Der Noviz. Ich habe mich eine Stunde lang auf den Boden gesezt. Ihr Hochwürden Pater —

P.

P. Novizen. Das ist recht. Was verlangt er jezt?

Der Noviz. Eine heilsame Buß, Ihro Hochwürden Pater —

P. Novizen. Küß er den Boden.

Pfeilschnell warf sich der Noviz auf den Boden, und küßte ihn in aller Demuth und Unterwürfigkeit so andächtig, daß ihm der Unflatt, der auf diesem Boden, wie ein Dünger auf Feldern lag, am Mund kleben blieb. Daran hatte nun der Pater Novizenmeister eine herzliche Freude, und gieng vergnügt über diesen Auftritt davon. Aber der Noviz horchte, bis er die Treppe hinab war, und holte seine Kandel wieder hervor, und ließ sichs im Noviziat wohl schmecken.

Rosenberg bekam indeß sein Kleid nicht. Es war gewöhnlich, daß ein Noviz dreymal dasselbe begehren mußte, ehe mans ihm gab. Die Hize, mit welcher Rosenberg seinem Peiniger begegnete, und ihm das Kleid absorderte, hatte weiter keine andere Folgen, als daß der Novizenmeister seinen Rosenberg nunmehr eine Zeitlang in Ruhe lies. Er kam seltner auf seine Zelle; vermied alle Gelegenheiten, mit ihm zu zanken; und lies ihn beynahe seines Weges gehen. Daß dieses aus Politik und Interesse geschah, das kann man nicht zwei-

feln. Denn das Kloster hätte nicht gerne so einen jungen Menschen verloren, der ihnen, wie sie meynten, hier und da taugen könnte. Auch hatte Rosenbergs Wohlthäter dem Hr. Prälaten einen fetten Ochsen versprochen, wenn dieser im Kloster bleiben würde. Und ein fetter Ochs war in den Augen Sr. Hochwürden und Gnaden, des Herrn Prälaten, immer wichtig genug, um dem jungen Rosenberg alles aus den Augen zu rücken, was ihn mißvergnügt machen, und vielleicht gar zu den Entschluß bringen könnte, vor der Zeit das Kloster zu verlassen. Dieß wußte nun der Pater Novizenmeister gar wohl, und er hätte, wenn er das Begehren des Rosenbergs gemeldet hätte, sich die höchste Ungnade des Prälatens zugezogen. Er schwieg also still, und lies alles seinen ordentlichen Weg gehen. Rosenberg durfte lesen und schreiben, was er wollte. Man sagte nichts dagegen. Allein durch Unvorsichtigkeit sind oft ganze Städte ein Raub der Flammen geworden. Er lies einmal einen Aufsaz auf dem Pult liegen, den der Pater Novizenmeister zur Zeit, da Rosenberg im Chor war, fand, und dieß machte nun auf einmal eine ganz neue Veränderung in dem Schicksal des Rosenbergs.

Hier wird es nicht ungelegen seyn, ein wenig in die Geschichte wieder zurük zu gehen,

und

und die Leser an den jungen Mönchen zu erinnern. Rosenberg hatte öfters Gelegenheit bekommen, seinen Freund auf der Zelle zu besuchen, und sich gegeneinander ihre Klagen mitzutheilen. Ja es kam so weit, daß sie einen ordentlichen Briefwechsel unter sich errichteten, und ihre Briefe, wenn sie lange sich nicht sehen konnten, an einen bestimmten Winkel hinlegten. Ich will die merkwürdigsten, die ich in meinen Händen habe, meinen Lesern liefern, weil ich weis, daß es manchen eine süße Freude ist, sich über die Leiden seiner Mitmenschen betrüben zu können.

Der junge Mönch an Rosenberg.

Im Octob. 17—

Lieber unglücklicher Freund!

Es that mir weh, Rosenberg! als ich Sie am Tag Ihrer Einkleidung umarmen mußte, und ich war mehr betrübt, als fröhlich. Ich wußte, welch ein Schicksal auf Sie wartete, und ich wünschte damals, Ihnen Ihre Augen in die Zukunft öfnen zu können. Sie würden seltsame Auftritte gesehen haben. Das, was Ihnen hier schon wirklich begegnet ist, ist noch lange nicht die Hälfte von dem, was Ihnen noch begegnen wird. O! es gehen harte, und unerhörte Dinge zwischen unsern Mauren vor-

vorbey! Glücklich derjenige, der am Ende sagen kann: Ich habe alles erduldet! —

Ich habe nur eine einzige Bitte an Sie, lieber Rosenberg! Lassen Sie sich nicht von der Langweile besiegen, und befleissen Sie sich, mehr thätig, als müssig zu seyn. O! Sie glauben nicht, welch eine gefährliche Feindinn diese Müssigkeit und Ruhe unsers Lebens ist. Sie erstickt den Keim großer Fähigkeiten in uns, und macht uns des Lebens satt und müde. Sie sind wirklich in Gefahr, von dieser Krankheit angesteckt zu werden, und ich bewundre und ehre Ihre Fähigkeiten zu sehr, als daß ich gleichgültig zusehen könnte, wie Sie alles an Ihnen in Kummer und Schwermuth dahin sterben lassen. Sie sind wirklich schon krank, mein lieber Rosenberg! Sie hassen die Freude, und haben sich von der unseligen Leidenschaft, untröstbar, und immer traurig zu seyn, schon ganz hinreissen lassen.

Wenn diese Niedergeschlagenheit von der Unzufriedenheit mit Ihrem gegenwärtigen Stande herrührt: so wissen Sie schon, lieber Rosenberg! was ich Ihnen gerathen habe. Ob vielleicht in Ihrem Herzen ein andrer Kummer liege: von dem weis ich noch nichts. Ich dringe auch nicht auf Geheimnisse. Nur kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß es sehr schmerzlich

sey, mit Wunden, die vielleicht unheilbar sind, hieher zu kommen. Ich verdenke Sie gar nicht, wenn Sie etwa an irgend einem Orte einen sehr harten Abschied genommen haben. Sie wissen, daß ich kein Feind unschuldiger Freuden sey, und daß ich es mit jenem, der ganz gleichgültig über Vergnügungen dieser Art hinweg sieht, nicht halten möge. In diesem Falle rathe ich Ihnen ebenfalls, entweder alles zu vergessen, oder, wenn dieses unmöglich ist, heute noch einen Ort zu verlassen, von welchem alle diese Freuden verbannt sind. Man findet hier wohl Beyspiele roher Ausschweifungen; aber solche Empfindungen der Natur sind ganz unbekannt.

Ich wünsche, daß Sie die Munterkeit Ihres Herzens bald wieder zurück ruffen möchten, lieber Rosenberg! Ich bin wirklich für Ihr Leben besorgt. Sie wissen vielleicht nicht, was Krankheiten dieser Art in dem Menschen für Verwüstungen anrichten.

Ich hoffe, morgen mündlich auf meiner Zelle mit Ihnen sprechen zu können.

Ihr

Freund Marian.

Rosenberg an den jungen Mönchen.

Im Oct. 17—

Würdigster Freund!

Sie bemühen sich vergebens, mir die Freude meines Lebens wieder zurück zu geben; denn ich habe schon lange ein Gelübde gemacht, nie wieder froh zu werden. Es ist ein schweres und grausames Gelübd. Allein das Gegentheil von dem, was ich beschlossen habe, würde unmöglich seyn. Denn wie könnte ich meines Lebens froh werden, da ich das verlohren habe, was mir sonst Freude gab! --

Auch der Schlaf, der uns unsre Sorgen, und alles, was uns schmerzt, auf eine Zeit vergessen macht, ist von mir gewichen. Ich liege so schlaflos da, und träume wachend schreckliche Dinge. O theurer Freund! Es gab so gute, so süße Freuden auf der Erde; aber für mich sind sie vorüber.

Ich gab mir diese Tage die Mühe, den Spiegel eines guten und frommen Novizens durchzulesen. Guter Gott! was sind dieses für Leute, die nach solchen Grundsätzen leben! Seelig sind die Armen im Geist. -- Dieses ist hier der Hauptgrundsatz, nach welchen das ganze Leben des Menschen eingerichtet ist. Auch ist das Buch mit offenbaren Beleidigungen der Vernunft und Wahrheit angefüllt, und die Schmä-

Schmähungen über die Welteitelkeiten nehmen gar kein Ende. Peinige deinen Leib, kasteye dich, gieb deinen Willen in den Gehorsam gefangen, und suche keine Wissenschaft von Dingen, die unter Menschen vorgehen, wenn du ein frommer Mönch werden willst. Alle Wissenschaft ist unnütz, und es ist dir besser, wenn du in deiner Zelle betest, als Dingen nachforschest, die dich auf Irrthümer führen können. Vergiß nicht, gegen deine Obere demüthig und gehorsam zu seyn. Nimm öfters freywillig mit deinem Leib geistliche Mortificationen vor. Das Fleisch muß in die Dienstbarkeit der Seele gebracht werden.

Von dem Gebrauch der menschlichen Sinnen ist gar ein wunderlicher Tractat geschrieben. Die gänzliche Abtödtung derselben ist der sicherste Leitstern zum Himmel. Glücklich derjenige, der nicht sieht, und nicht höret. Rieche nach eckelhaften Dingen, nimm herbe Speisen und Getränke auf deine Zunge, und umgürte deinen Leib mit schmerzlichen und schneidenden Disciplinen, wenn du vor Gott ein Verdienst haben willst. Nimm auch deinen Geist gefangen. Eher wird der Einfältige und Dumme, als der vielwissende das Himmelreich erlangen.

Was würde aus mir werden, lieber Freund! wenn ich mein Leben nach diesen beynahe abend-

theuerlichen und lächerlichen Grundsäzen einrichten würde! Eben so auferbaulich sind auch die Regeln des Ordensstifters erklärt. Ich habe mich unmöglich bereden können, dieses närrische Zeug ganz zu lesen. So viel ich aus dem, was ich gelesen habe, abnehmen konnte, so muß der Verfasser dieser Schrift einer von den größten Schwärmern, die jemals Asceten geschrieben haben, gewesen seyn. Er behauptet die lächerlichsten Irrthümer, und nach seinen Grundsäzen lebt derjenige das glücklichste Leben, der kein anders Geschäft kennt, als im Chor zu beten, und Geheimnisse zu betrachten. Dieß soll das ernsthafteste Geschäft des Mönchlebens seyn. Alles übrige ist eitel und sündhaft.

Wie schädlich sind solche Grundsäze der menschlichen Gesellschaft! wie weit würde man es in den Wissenschaften und Künsten, in der Handlung und in allen übrigen Dingen, worauf sich der Grund eines jeden Staates stüzt, bringen, wenn man diese Grundsäze allgemein werden lies? was nüzte es, sich für das Wohl der Menschheit aufzuopfern, über Geseze zu wachen, die Unschuld zu schüzen, den hülflosen mit eigner Gefahr zu retten, oder allen Vergnügungen, denen die Menschen sich gewöhnlich in Gesellschaften zu ergeben pflegen, zu entsagen, um durch harte Bemühungen die Menschen weiser, edler und gesitteter zu machen,

was

was nüzte dieß alles, wenn es vor Gott ein gröseres Verdienst wäre, im Chor zu beten und Geheimniße zu betrachten? Auf so eine Art wäre der Müßiggang verdienstvoll, und ein Mann der nach den strengsten Regeln desselben lebte, hätte mehr gethan, als der arbeitsamste mit unermüdeten Bestreben nur immer thun könnte. Nach meiner Meynung ist es eben so viel, sich auf die faule Haut zu legen, oder nach bestimmten Zeiten des Tags sieben oder achtmal im Chor zu schreyen. Es ist eines so verdienstlos und unrühmlich wie das andere. Nur ist es zu bedauren, daß das leztere Geschäfte durch den Haufen eines unsinnigen Pöbels, der unfähig ist jede Sache nach seinen innern Werth zu schäzen, Beyfall und beynahe Aufmunterung fand. Man scheint für kein Vorurtheil so sehr eingenommen zu seyn, als für dieses, und es wäre zu fürchten, ein ganzes Volk in Aufruhr zu bringen, wenn man das Privilegium so eines Müßiggangs aufheben würde.

Ich erinnere mich in einer Schrift, die noch nicht gedruckt ist, gelesen zu haben, was die Religion, die als eine Gottheit abgeschildert dem teutschen Kaiser den Zustand der Klöster schildert, über die Mönche spricht. „Deine erste Sorge erhabener Monarch! heißt es, sey also, daß du so bald als möglich diesen Schwarm gefräßiger Staatshummeln seinen Stachel,

womit er unaufhörlich der menschlichen Gesellschaft schadet, raubest, und ihn unfähig machest Menschen zu verderben.

Glaube ja nicht, daß der Beherrscher der Welt durch Leute, deren einziges Geschäft ist, die Menschen zu täuschen, geehrt werde. Durch niemand wird die Gottheit mehr entehrt, als durch Leute, von denen der eine Theil in prächtigen Pallästen unter Chorbeten, Essen und Trinken einen ruhigen Müßiggang lebt, und der andre Theil auf den Kanzeln in den Beichtstühlen, und auf dem Katheder Unsinn und Menschenhaß prediget.

Soll ich dir, erhabner Monarch wohl ein Gemälde der Mönche darstellen? Oder soll ich dich in die prächtigen Gebäude führen, in denen die Gelübde der Keuschheit, der Armut, und des Gehorsames abgeschworen wurden? Soll ich dich in die Winkel führen, wo der Mönch sodomitisch wider die Natur sündigt? Oder willst du bey den Tafeln erscheinen, wo ein Ueberfluß an Speisen und Getränken aller Art ist? Willst du die Kassen sehen, worinn das Vermögen ihrer Unterthanen liegt, die in Dürftigkeit und Armuth die Geisel des strengsten Despotismus fühlen? Willst du die Kirchen, worinn ein Reichthum hängt, der eine halbe Provinz nähren könnte, oder ihre Paläste, Gärten und Lusthäuser sehen? Willst du ein

Augenzeug von den innerlichen Zwistigkeiten, Feindschaften, Verfolgungen, und Empörungen gegen einander seyn? Oder soll ich dir durch die Geschichte beweisen, wie die Gelübde gebrochen, und alle Greuelthaten in denen Mauren geschahen, wo Keuschheit Armuth und Gehorsam geschworen wurden? -- Das Leben der ersten Mönche ist jezt eine Fabel, und die Geseze der Ordensstifter nur ein Blendwerk, mit dem sie das Volk täuschen. Es ist vergebens, Weisheit und Frömmigkeit an einem Ort zu suchen, wo man es für beßer hält, müßig zu seyn, als sich rühmlichen Geschäften zu widmen —

„Wenn du demnach dein Volk glücklich machen willst: so entferne vor allen das Werkzeug aller Irrthümer, oder wenn du das nicht kannst: so mache es wenigstens stumpf."

Es giebt Leute, die sich den Müßiggange zum heiligsten Beruf machen, die durch die Kunst, das Volk mit wunderlichen Meynungen zu täuschen, sich Reichthum, Macht und Ansehen sammeln. Es giebt Leute, die wie Hummeln, aus dem Kern deiner Länder sich vollfressen, ohne zu arbeiten. Es giebt endlich Leute, die der Eifer, gottlästernde Thorheiten zu predigen, so weit treibt, daß sie immer Bitterkeit und Galle auf der Zunge, und Haß und Verfolgung im Herzen haben.

Die-

„Diese sind die gefährlichsten Feinde des menschlichen Geschlechts. Sie sind nicht zufrieden, d. Göttlichkeit des menschlichen Geists entehrt, und durch unnatürliche Irrthümer zur Sklavin lächerlicher und betrügerischer Meynungen gemacht zu haben. Sie thun noch mehr: Sie lösen die Bande der allgemeinen Menschenliebe auf, und gebieten das Schröcklichste, was man gebieten kann, Intoleranz" —

„Welcher Zustand ist kläglicher, als der Gewißenszwang? Auch dieser innerliche Feind der menschlichen Ruhe und Zufriedenheit wurde von diesen Leuten zur Welt gebracht. Ja es ist keine unmenschlich grausame That, die nicht von einem, oder dem andern dieser Knechte an der Menschheit verübt wurde u. s. f.

So weit kam Rosenberg als man in den Chor läutete. Er vergaß in der Eile diesen Aufsaz zu verbergen, und lies ihn auf dem Pulte liegen. Die Zufriedenheit mit welcher der Pater Novizenmeister dieses las, zu sich nahm und es dem Prälaten brachte ist unbeschreiblich. Er lachte schelmisch und war im Herzen froh, nunmehr eine grausame Rache an den jungen Rosenberg nehmen zu können.

„Poz Sapramen t! rief er, diese Schlinge ist eben recht diesen Stolzen zu fangen. Er soll mir jezt seinen Ungehorsam büßen, und Respect gegen mich lernen! Er soll nunmehr erfahren,

was

was das sey, seinem Obern den Gehorsam zu versagen. — Was das für ein scandalöses Blat ist! was wir in unserm Convent für einen falschen Judas hätten, wenn wir dieses duldeten, weg muß er! Es mag gehen wie es will! Er muß weg! —

Er sprang daß ihm die Kutte flog zum Prälaten. „Da sehen Euer Hochwürden und Gnaden, fieng er so gleich an, wobey er nach jeden Worte Athem hohlte, da sehen Sie, was das Kloster für einen Nuzen hat, wenn man solche Stuzer mit frißirten Haaren, grosen Schuhschnallen, grosen Hüthen, und Modekleidern ins Kloster nimmt. Lesen doch Euer Hochwürden und Gnaden diese scandalösen Blätter.

Prälat. Was giebts? was ist passirt?

P. Novizen. „Lesen nur Ew. Hochwürd. und Gnaden, was ich da demüthigst überreiche.

Prälat. Ich habe unmöglich Zeit zum lesen. Ich habe wieder einen Rappen gekauft, ich muß in den Stall. (**besieht es**) Es ist ja geschrieben? Was steht denn darinnen?

P. Novizen. Ja — ich weis es selbst nicht mehr recht. Ich kan mich nur so erinnern, daß er uns Spizbuben, Tagdiebe, Bösewichter, Faulenzer, und weis Gott was noch nennt.

Prälat. Wer?

P. Novizen. Rosenberg der Noviz.

Prä-

Prälat. Der Kerl!

P. Novizen. Es ist ein Schand und ein Spott! denken nur Ew. Hochw. und Gnaden! dieses schreibt Rosenberg an den Pater Marian! Ist es nicht unerhört?

Prälat. Was! an den Pater Marian? hat Rosenberg mit ihm gewiß Umgang gehabt?

P. Noviz. Freylich! einen sehr vertrauten.

Präl. Beym Teufel! das ist weit gefehlt. Gieb indeß der Herr auf seinen Novizen acht. Sieh ihm der Herr fleißig nach; halt ihn der Herr streng in der Disciplin. Ich werde den P. Marian schon zu suchen wissen. Ich muß iezt in den Stall. Er schob den P. Novizenmeister mit einer Hand aus der Prälatur, und mit der andern schloß er hinter sich die Thüre zu. Sein groser Melak trat hinter ihm nach).

Indeß hatte Rosenberg keine Ruhe mehr in Kloster. Der junge Mönch wurde auf einmal unsichtbar. Er hatte nun auch keinen Freund mehr. Er konnte nichts recht thun. Er wurde über jeden Schritt gebüßt. Es war gar kein Ende von Schimpfreden und Grobheiten, mit welchen der Novizenmeister ihn täglich peinigte. Er wurde dieses müde, und beschloß, in irgend einem andern Winkel sein Glück zu suchen.

Er begehrte dreymal sein Kleid. Man gab es ihn, und Rosenberg gieng. —

Rosenberg

eine baierische

Klostergeschichte

Zweyter Theil.

* * *

Mariane hatte seit dem letzten Abschied Ihre Munterkeit nicht mehr erhalten. Sie wurde nunmehr so eine Freundinn der Melancholie; und des Trübsinns, daß sie an keinem Orte lieber war, als wo sie etwas fand, daß sie ihrer Freuden, die so bald verschwanden, erinnerte. Ach! es war traurig anzusehen, wie die Blume, die im Frühlingsreiz schön und stolz unter ihren Schwestern da stund, nunmehr sich neigte und zu welken anfieng. Kein kühles Lüftgen half ihr empor, und kein Thau, der am Morgen oder am Abend vom Himmel fiel, erfrischte sie. Es war die Stunde ihres Welkens nahe, und wer die schöne Tochter einst sah, ach! der fand keine Reize mehr an ihr -- Ihr schönster Reiz war nunmehr der Gram der sich in ihr Antlitz und in ihre Gebehrden goß. Sie hatte eine gute Freundinn in M-- an die sie von Zeit zu Zeit Briefe schrieb, in

welchen ihre Lage sehr gut geschildert ist. Ich will einige, die die merkwürdigsten darunter sind, hieher setzen.

Mariane an Rosine.

Im Sept. 17—

Liebe Rosine!

Ich habe dir noch nie so gerne, und so viel geschrieben, als jetzt seit einiger Zeit. So oft ich nur meiner häußlichen Geschäfte los bin, so schreibe ich, und wenn es auch nicht mehr, als zwo Zeilen sind, genug! mir ist doch immer leichter ums Herz, denn ich habe dir das, was mich drückte, geschrieben.

Denk nur Rosine! was ich heute für einen närrischen Einfall hatte. Es war ein Mann bey uns, der nach dem Kloster, worinn mein Rosenberg eingemauert ist, reisete. Ich gieng gewiß hundertmal um ihn herum, und war hundertmal im Begrif, ihm dieß und jenes zu sagen, ja ich hatte so gar ein kleines Briefgen im Sack, welches ich ihm an den lieben Rosenberg mitgeben wollte. Aber was thust du När-

rin! dachte ich gleich wieder. Weißt du nicht, daß es im Kloster verbotten ist, Briefe von einem Mädchen anzunehmen? Was würdest du denken, wie würdest du dich betrüben, wenn Rosenberg deinen Brief unaufgebrochen wieder zurückschickte? Ach! daß ich nicht selbst der Mann seyn kann, der dahin reiset, wo mein Geliebter ist! -- Ich würde Tag und Nacht laufen; ich würde durch Wälder, über Berge und über Felder laufen: ich würde, wenn ich in ein Dorf käme, nicht einkehren, um mich nicht zu verweilen. Ach! wenn ich nur der Mann seyn könnte! Ich würde, wenn ich in das Kloster käme, alle Leute und alle Klosterherren fragen, ob Rosenberg noch lebe; ob er auch wohl und vergnügt lebe? Ich ließ mich dann in seine Zelle führen; und wenn ich ihn dann so fände, vielleicht blaß, wie ich es nun bin, mit roth geweinten Augen, wie es meine Augen sind, mit zur Erde gesenktem Haupte; und gefalteten Händen, wie ich oft so lange Zeit da sitze; wenn ich ihn so fände: o liebe Rosine! was würde ich dann sagen? -- Ich würde vielleicht vor ihm da stehen, schweigen, ihn ansehen, und weinen. Lieber Rosenberg! würde ich vielleicht sagen. Sie haben hier das Glück Ihres Lebens gefunden. Ich

aber habe alles verlohren. Sie haben mit Gott einen Bund gemacht, mich zu verlassen, und ich bin dadurch elend geworden. Sie sind froh von mir entfernt zu seyn, und ich bin traurig, Sie verlohren zu haben. Ach! Rosenberg! Rosenberg! was haben Sie gethan?

Sieh! liebe Rosine! wie ich auf einmal so zu schwärmen anfange? Ich habe mich ganz vergessen, und eine Freude gefunden, mir Dinge vorzustellen, die nicht möglich sind. Welch eine Närrin ich bin! Hast du nicht gelacht, Rosine! über meine Narrheit? Ich sprach mit meinem Rosenberg, und vergaß, daß es unmöglich ist, mit ihm sprechen zu können. Ach! ich werde ihn nicht mehr sehen — Die Freuden, die ich einst genoß, waren Träume, und die Blumen, die mich einst schmückten, hatten das Loos der Sterblichkeit. Es ist alles verwelkt, was ich sehe. Ich nehme auch lieber eine welkende, als blühende Blume in die Hand; denn sie erinnert mich an traurige Dinge, die ich jezt liebe.

Gute Nacht, liebe Rosine! Ich höre iezt meinen Vater kommen. Ich wollte noch mehr schreiben. Aber -- gute Nacht! --

In der Früh --

Noch war alles dunkel, als ich in die Gegend hinaus sah. Ich hörte noch den Mühlbach, und der Mond schien dunkel durch den Nebel. Ach! lieber Gott! daß mich doch alles meines unvergeßlichen Rosenbergs erinnert! -- Ich rede mit der Luft, die mich anwehet, und ich glaube, mit ihm zu reden. Die Winde nehmen mir Worte und Seufzer hinweg, und ich wünsche, daß sie Rosenberg hören möchte. Meine Thränen fallen auf den Boden; aber es kömmt kein Blümchen hervor; sie sind zu heiß geweint, als daß sie fruchten könnten. O liebe Rosine! Ich bin immer sehr traurig. Aber ich sage dir, meine Traurigkeit hat für mich auch süße Freuden. Ich weis nicht, was es ist. Genug! ich wünsche, traurig zu seyn -- Könntest du mich nur sehen, Rosine! Ich bin wie ein Kind.

Im Sept. 17 --

Es ist Kirchweyhe bey uns, und mein Vater wollte mich heute mit Gewalt zum Tanz führen. Ich habe Kopfschmerzen, Gliederschmerzen, und weis Gott! welche Schmerzen ich noch habe, sagte ich, und hiemit war's am

Ende. Mein Vater gieng allein fort, und ich size nun da, höre auf allen Seiten Musik, Tanzen und Lärmen. Ich aber finde hier mein Vergnügen, ob es gleich nur ein Traum, oder ein Wunsch ist -- Liebe Rosine! sonst war ich die erste, die diesen Vergnügungen nachlief, die mit ungedultiger Freude oft ganze Monathe einem kommenden Freudentag entgegen sah, und Tage, Stunden und Minuten berechnete. Jezt ist es ganz anders. Ich freue mich dessen nicht mehr, was mich sonst vergnügte. Meine Freundinnen, und Bekannte mögen tanzen und scherzen. Ich habe beschlossen, an diesen Freuden keinen Antheil zu nehmen.

Was wird diese Stunde mein lieber Rosenberg thun! Vielleicht schläft er schon. O möge sein Schlaf süß und ungestört seyn! Ich kann nicht schlafen, denn sein Bild steht vor meinen Augen. Alle genoßene Freuden kommen zurücke, und ich erinnre mich dessen, was mich in seiner Gesellschaft vergnügte. O wie unaussprechlich süße waren die Augenblicke, die ich damals genoß! Wie aufmerksam war ich auf seine Winke! wie freudig war ich, wenn er in die Stube trat, und wie traurig wurde ich wenn er sich entfernte! -- Aber es ist vorüber. Alle diese Freuden meiner Jugend, alle

diese Augenblicke sind verschwunden. Ich habe keine andre Freude mehr, als mich dessen zu erinnern, was mir damals Freude gab. Mein Trost ist jezt, über dasjenige mich betrüben zu können, was ich verloren habe.

Wie die Thoren da drüben lärmen! wie sie hüpfen und springen! Ach, und ich muß so dasizen im Jammer meines Herzens, und denken, daß es mit allem, was mich einst vergnügte, ein Ende nahm.

Wenn ich nur wüßte, ob Rosenberg auch vergnügt, und glücklich im Kloster wäre! Ob er dort die Freude seines Lebens, den Frieden und die Ruhe seines Herzens gefunden habe! Wenn ich nur das wüßte! Ich würde mich freuen, so sehr es mich auch schmerzt, ihn ewig von mir getrennt zu sehen. Allein ich fürchte, Rosenberg wird dort seine Wünsche nicht ganz befriedigen können. Ich fürchte, er wird sich manchesmal der Vergangenheit erinnern, und empfinden, daß es beßere und vergnügtere Tage gab. Vielleicht wacht er noch, von Kummer beunruhigt; vielleicht wünscht er sich genoßene Freuden zurück; vielleicht denkt er an dieß, an jenes, und vielleicht auch an mich -- O liebe Rosine! wie ich doch so närrisch seyn mag, mir vorzustellen, daß Rosenberg iezt

euch an mich denkt? Was meynst du, denkt er wirklich an mich? -- Aber wie kannst du das wissen! Und ich würde dies auch nicht glauben, wenn du mich so was versichertest, ob es mich gleich erfreuet, wenn mich jemand versichert, daß Rosenberg auch an mich noch denkt. Es mag seyn, was es will! Es ist genug, daß ich mich seiner erinnre, und so große Freude an seinem Andenken habe.

Morgen geht die Post von hier, und mit dieser wirst du den Brief erhalten. Schreibe mir doch auch, liebe Rosine, und lebe wohl.

Deine

Mariane H.

Rosine an Mariane.

Meine liebe Freundinn!

Ich bin recht böse über deinen Rosenberg, meine Liebe! und dieß aus keiner andern Ursache, als weil er dich verlies, um in einem Kloster die Tage seiner Jugend so einsam, und freudenlos zu verleben. Es war nicht schön gehan-

handelt, dich zu lieben und doch zu verlassen. Gewiß das war nicht schön. Vielleicht empfindet er schon die Strafe seiner Untreue. Vielleicht grämt er sich in den Winkeln seines Klosters aus Reue und Unruhe, und vielleicht ist dein Andenken die schrecklichste Quaal für ihn. Er hat es verdient, und ich würde wenn ich an deiner Stelle wäre ihn vergessen. Er mag ein ganz guter und liebenswürdiger Mensch seyn; allein es war nicht schön, dich zu verlassen. Du mußt nicht böse werden über mich Mädchen! Ich würde in meinem Leben nie wieder aufrichtig mit dir reden, wenn du mir dießmal meine Aufrichtigkeit verargen würdest. Indeß nehme ich den wärmsten Antheil an deinen Leiden, liebe Mariane! und wünsche nichts so sehr, als dich wieder glücklich zu sehen. Ach! könntest du doch so glücklich als ich seyn.

Ich habe dir noch nichts von meiner Liebe geschrieben, die mich jezt auf einmal zu einen ganz andern Mädchen macht. Ich bin nicht mehr so flatterhaft und leichtsinnig wie zuvor, und liebe mehr ernsthafte Dinge als Scherze. O Mariane! was nicht die Liebe für eine Freundinn des menschlichen Geschlechtes ist. Ich ziehe alles an mich; mein Herz füllt sich mit aller Wonne eines seligen Lebens; mein Blick

ist so heiter wie der Himmel über mir; und meine Miene so fröhlich und ungetrübt, wie eine Quelle in schönen Frühlingsgegenden. Wenn dieses alles Liebe ist, was in mir diese Seeligkeit schaft, o so ist die Liebe das Beste, was uns Gott gab. —

In unserm Hauße wohnt über vier Stiegen ein junger Mensch, Ehrenfried mit Nahmen, schon etliche Jahre. Er ist gemeiniglich den ganzen Tag zu Hauße, und wenn schönes Wetter ist, so geht er am Morgen und am Abend gewöhnlich vor das Thor hinaus. Er hat immer Bücher und Schriften um sich, und die Hausleute halten ihn für einen Gelehrten. Doch sind sie nicht ganz mit ihm zufrieden. Er geht die ganze Woche sagen sie, in keine heilige Messe, und ob er beichtet, das weis der liebe Gott! Auch läuft er nicht zum Fenster, öfnet selbiges nicht, und klopft nicht auf die Brust, wenn man mit unserm Herrn Gott über die Gasse geht. Sonst wär er ein ganz stiller braver Mensch, der Niemanden beleidiget, und keine Ungelegenheiten im Hause verursachet. Nur könne man dieß in die Länge nicht dulden, und man müsse ihn doch einmal aus christlicher Liebe daran erinnern, damit er nicht zu Aergernüssen Gelegenheit gebe. Die Zeiten sind leider ohnehin

nehin schon gottlos genug, und man soll wie die Prediger sagen, sich vor nichts so sehr hüten; als vor Freygeistern und Kezern, deren es bey uns eine ungeheure Menge geben soll — So sagen die Hausleute, allein ich denke von der Sache ganz anderst. Ehrenfried ist ein frommer gesitteter liebenswürdiger Mensch, und daß er nicht wie andre Leute so oft in die Kirche geht, dazu wird er wohl seine Ursachen haben. Mich wenigstens geht das Ding nichts an, auch krümmt mir kein Haar darüber.

Noch habe ich dir nichts von unserer Bekanntschaft geschrieben, liebe Mariane! Ich will dir alles umständlich erzählen, du magst darüber lachen, oder weinen. Ich hatte meine Schlafkammer in den Hof hinaus, und als ich beyläufig eine Woche da war, hörte ich schon spät in der Nacht eine Harpfe zwo Stiegen über mir. Ich stund auf, öfnete mein Fenster, lehnte mich hinaus, und horchte. Es war die schönste Sommernacht, ruhig und still. Der Mond warf sein bleiches Licht oben an das Fenster, woraus die Harpfe klang. O Mariane! so süße Freuden hatte ich in meinem Leben noch nie empfunden. Die Musik war so feyerlich, so still, so wehmüthig: es klangen alle Töne so leise, so schauerlich. Ich stüzte meinen Kopf

auf die Hand, und es traten mir vor Wehmuth und vor Freude Thränen in die Augen. — Nun war es still, die Harpfe tönte nicht mehr. Ich erhub meine Augen zum Fenster empor, aus welchem diese herrliche Musik klang, und erblickte im blassen Mondenlicht das auf dieses Fenster schien, den Harpfenspieler. Er sah unbeweglich über die Häuser der Stadt hinüber. Aber ich wandt meine Blicke nicht mehr von ihm. Mein Herz fühlte ungewohnte Regungen; ich weis nicht war es Freude oder Traurigkeit. Mich schmerzte nichts, und doch weinte ich heiße Thränen. Ich wünschte, ich träumte, ich machte Entwürfe, und Gott weis was ich alles that — Endlich traf sein Auge auch mich. Allein er verschwand, als ich eben den Wunsch that, von ihm bemerkt zu werden. Ich sah noch lange hinauf; aber er lies sich nicht mehr sehen. Es regte sich nichts mehr; die Harpfe schwieg, und ich schloß mein Fenster, und legte mich ins Bette. Allein der Schlaf war dahin. Die Musik klang noch immer in meinen Ohren, und vor meinen Augen schwebte noch immer das Gesicht des Harpfenspielers. Ach liebes Mädgen! was ist dieser Drang und diese Empfindung in uns, die sich manchmal unsers Herzens bemächtiget, die uns unsers Le-

bens

bens froh macht und uns Freuden gewährt, die von jenen ganz verschieden sind, die man bey Scherz, Tanz, und Lustbarkeiten empfindet! Es ist so etwas Dauerhaftes, Ewiges in diesen Freuden, und es ist unmöglich sich ihrer zu schämen, oder es gar zu bereuen, daß man sein Herz solchen Vergnügungen aufschloß. Ich empfinde hierinn die Würde der Menschheit und bin stolz, solcher Freuden und Leiden fähig zu seyn.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Ehrenfried schon die Treppe hinunter stieg. Ich eröfnete ein wenig die Thüre, und war schon im Begrif, ihm nach zu folgen. Allein eine gewiße Art von Furcht und Scham hielt mich zurüke. Ich hatte dabey einen harten Kampf. Wunsch und Verlangen trieb mich von der Stelle, und Schüchternheit brachte mich wieder zurüke. Zu gleicher Zeit entstunden in mir Ahndungen und Zweifel. Vielleicht dachte ich, gehst du von hier, um die Geliebte deines Herzens aufzusuchen; vielleicht hat schon lange ein anderes, glücklichers Mädchen deine Liebe erhalten, denn ach, du weißt nicht, was hier in meinem Herzen vorgehet. Du wirst nie von dem was hören, was ich fühle; und kein Mund wird dir sagen, daß ich den

Wunsch hatte, von dir bemerkt zu werden. Du wirst vor mir vorüber gehen, ohne meiner gewahr zu werden, und wirst vor mir stehen, ohne mich anzusehen. Aber ich werde dann von dir weggehen, in Gram und Trauer meine Tage dahin leben, und nie wieder meiner Jugend mich freuen.

Gegen 7. Uhr kam er wieder zurücke. Ich stund eben auf der Treppe, als er gegen mich heraufgieng. Der Himmel weis es, daß ich vor Angst und Freude am ganzen Leibe zitterte. Ich wollte etwas sagen, und sagte nicht ein einziges Wort, sondern ich blieb stehen, und sah ihm bis auf die vierte Treppe nach, auf welcher er noch einmal zurück blickte, und dann verschwand.

Ach, liebe Mariane! du weißt es, was für Unruhen zur Zeit, wo wir wünschen, geliebt zu werden, in uns erwachen. Wir sind auf Kleinigkeiten aufmerksam, und freuen oder betrüben uns über jedes Ding, das wir bemerken. Es ist keine Bemerkung so geringe, die wir in solchen Fällen nicht für wichtig halten. Eben so gieng es mir. Ich machte mir über den Blick, den er auf der lezten Treppe noch einmal zurück warf, tausend Vorstellungen, und ich war so närrisch, zu glauben, daß dieser

ser Blick vielleicht nicht gleichgültig gegen mich war.

Auf dem Abend hörte ich wieder meinen Harpfenspieler. Ich öfnete mein Fenster, horchte, seufzte, weinte, und als ich ihn auch am Fenster erblickte, hustete ich, um ihn auf mich aufmerksam zu machen. Ob diese Art, seine Aufmerksamkeit zu erhalten, gleich etwas frech und schamlos scheint, so hatte ich doch dießmal kein anders Mittel. Und es gelang mir auch. Er sah eine Weile auf mich herab, dann nahm er wieder die Harpfe, und sange ein Lied dazu, von welchem ich einzelne Worte verstund, die mich aber noch unruhiger machten.

Den andern Morgen nahm ich mir schon den Muth ihm zu sagen, daß er schön gespielt habe, und den dritten bat ich ihn so gar, heute Abends ja auch zu spielen. Hören Sie mich denn so gerne, Rosine! fragte er mich. O! wenn Sie wüßten, Ehrenfried! antwortete ich. Ich schlug meine Augen zur Erde, und glaubte, ihm schon alles gesagt zu haben, was er wissen sollte. Nun! Sie sollen auch heute eine Nachtmusik bekommen, sagte er, und drückte mir die Hand, daß ich es in meinem ganzen Wesen empfand. Ich war den ganzen Tag

darüber so freudig, so munter, daß ich meine häußlichen Geschäfte noch nie so gut verrichtet hatte, als heute. Ich war so gar närrisch genug, meine eigne Hand zu küssen, weil derjenige sie drückte, den ich über alles liebte. Ich lief auch beynahe alle Stunden des Tags in meine Schlafkammer, um zu sehen, ob ich ihn nicht am Fenster erblicken konnte. Ich schlug auch die Thüre allemal stärker zu, und machte verschiedene Geräusche, um ihm verstehen zu geben, daß ich gegenwärtig sey. Allein ich konnte ihn nicht stören --

Indeß wurde meine Freude, mit der ich auf die Nachtmusik harrte, durch ein Donnerwetter gestörrt. Es war eine schröckliche Nacht. Die Luft war stets voll Feuer, und des Donnerns war gar kein Ende. Auch warf es Schlossen, und Hagel, daß man hätte meynen sollen das ganze Firmament wäre in Aufruhr. Der Kampf, den die Wolken mit der Luft kämpften, und das Lärmen der Glocken war fürchterlich. Ich hatte sonst vor den Wettern gezittert; allein über das gegenwärtige war ich mehr unwillig, als furchtsam, denn es hatte meine Freude gestört.

Ach! es war die Freude eines liebenden Mädchens!

Bald hierauf erhielt ich an einem Abend, an welchem ich ihm den Weg ablauerte, ein Buch von ihm. Zum Beweis, sagte er, wie sehr ich Ihre Empfindsamkeit schätze, nehmen Sie dieses kleine Geschenk von mir, welches weiter keinen andern Werth hat, als daß es Ihnen zu Zeiten manche vergnügte Stunde machen wird. Sie werden ohne Zweifel eine Liebhaberinn vom Lesen seyn, und ich glaube daher daß Sie über meine Dreustigkeit, mit der ich Ihnen dieß Buch überreiche, nicht unzufrieden seyn werden. Lesen Sie es zur Zeit, wo Sie Ihrer Geschäfte los sind, und wenn es Ihren Beyfall erhält: so ist mir alles tausendmal vergolten.

Ich erstaunte, zitterte, und war so in Verwirrung gesetzt, daß ich nicht wußte, was ich hierauf sagen sollte. Ich öfnete das Buch, und sogleich fiel mir ein geschriebnes Blat in die Augen, welches ich dir hier auch abgeschriebner beylege.

Rosine!

Ich freue mich ungemein, an Ihnen dasjenige entdeckt zu haben, was ich schon lange zu entdecken wünschte. O möchte dieß Mädchen nicht, wie die übrigen seyn! war stets mein

Wunsch, so oft ich Sie sah, oder an Sie dachte. Sie haben meine Wünsche nicht getäuscht, liebe Rosine! Sie zeigten bey vielen Gelegenheiten, wo ich Sie beobachtete, einen edlen Geist, der gerne mit sanftern und edlern Freuden, als den gewöhnlichen, beschäftiget seyn möchte. Ich fand an Ihnen jenen Vorzug, den die Tugend und Sittsamkeit vor der jetzt herrschenden Galanterie hat, und ich konnte mich unmöglich des Wunsches erwehren, mit Ihnen bekannt zu werden. Die Töne, die aus meiner Harpfe klangen, und die Lieder, die ich sang, waren mit diesem Wunsche begleitet. Ich habe den Tag mit Ihrem Andenken angefangen, und ihn mit demselben geendet. Vergeben Sie mir, liebe Rosine! wenn ich zu viel gethan habe. Ich wünschte mich noch offenherziger entdeken zu dürffen; Sie würden gar bald sehen liebe Rosine! daß es eine von den wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens sey, Ihre Freundschaft zu suchen. Wenn mich das, was ich an Ihnen schon bemerkte, nicht betrog, so ist meine Hofnung, von Ihnen mit Achtung bemerkt zu werden, nicht ganz vergebens; ja ich bin so gar glücklich genug, an Ihrer Freundschaft beynahe nicht mehr zweifeln zu dürfen.

Wie glücklich wäre ich dann! wie freudig giengen die Tage meiner Jugend dahin! wie seelig wäre jeder Augenblick für mich! -- Schon die Hofnung, in der ich seit einigen Tagen lebte, war so süß für mich, und der Wunsch, daß Sie gegen mich nicht gleichgültig seyn möchten, war mit tausend freudigen Vorstellungen verbunden.

Sie haben mich neulich um das Lied, das ich öfters zur Harpfe singe, gebetten. Hier ist es.

In dieser stillen Sommernacht,
Wo noch die gute Liebe
In schwärmerischen Träumen wacht,
Und mit gedrängtem Triebe
Verlangen, Wunsch und Hofnung fühlt:
Will ich nun auch die Klagen
Die lange schon mein Herz gefühlt,
Der trauten Harpfe sagen.
Ich habe, liebes Saitenspiel!
Hier meine Ruh verlohren,
Man nenn' mich, wie man immer will,
Auch einen armen Thoren,
Genug! ich bin mit Traurigkeit
Nunmehro ganz verbunden;
Denn Frieden, Ruh und Fröhlichkeit
Sind hier für mich verschwunden.

Dein Ton sey sanft, wie Liebeshauch,
Und rein, wie eine Quelle,
Denn meine Freundinn hört dich auch
Im Leiden ihrer Seele.
Geduldig sprich mit deinem Klang
Die Sprache meines Herzens,
Und zittre sanft in den Gesang,
Der Zeugen meines Schmerzens.

Ein junges Mädchen schöner noch,
Als Lilien und Rosen,
Hab ich, o Harpfe! freu dich doch,
Zum Lieben mir erkosen.
Sie ist so artig, jung und schön,
So fromm in ihrem Leben,
Daß ich, dieß Mädchen anzusehn,
Mein Herz hab hergegeben.

Vergeben Sie mir, liebe Rosine! meine Freyheiten, die ich mir nehme, Ihnen so vieles zu sagen, was Sie vielleicht beunruhigen könnte. Es kostet mich wirklich eine große Ueberwindung, Ihnen dieses alles geschriebner zu geben, und ich stehe wirklich im Begriff, das ganze Blat in das Feuer zu werfen. Jedoch! Vielleicht sind Sie eben so gütig, mir zu vergeben, als ich geneigt bin, zu glauben, daß
Sie

Sie mir meinen Schritt um so weniger verargen werden, als ich Sie versichern kann, daß er ganz aus Aufrichtigkeit, und besonders mit dem Wunsch geschah, Ihre Freuudschaft und vielleicht auch ihre Liebe zu gewinnen.

Ehrenfried.

Du kannst dir, liebe Mariane! die Freude vorstellen, die ich hierüber hatte. Nunmehro war alle Angst, alle Zweifel aus meinem Herzen. Ich empfand zum erstenmal das Glück, geliebt zu werden. Mein ganzes Wesen fühlte die Veränderung, die in mir bey dieser Begebenheit vorbey gieng.

Auch ich habe, als ich ihm das Buch zurück gab, ein kleines Billetgen hinein gelegt. Hier ist es.

Lieber Ehrenfried!

Wie glücklich haben Sie mich durch Ihre Liebe gemacht! wie viele Angst haben Sie durch Ihr Geständniß meinem Herzen benommen! O! ich stund schon lange im Begrif, mich Ihnen zu entdecken. Allein was thut die Schüchternheit nicht, die meinem Geschlechte angebohren ist! Ich nährte meine Liebe gegen

Sie in der Stille, und die verborgne Flamme zehrte an meinem Herzen. Ich danke Ihnen, edler Jüngling! für so viele Liebe. Sie haben mich glücklich gemacht. O wie sollt' ichs Ihnen vergelten! -- Ich kann Ihnen nichts bessers, nichts wahrers sagen, als: ich liebe Sie! Fühlen Sie den großen Umfang und Stärke dieser Erklärung, und Sie werden sehen daß Ihnen ein Mädchen nicht mehr sagen konnte, als: ich liebe Sie! --

Rosine.

Seit dem haben wir das vergnügteste Leben gelebt. In der Unschuld unsrer Herzen sitzen wir oft am Abend beysammen, und freuen uns der guten Liebe, die uns so glücklich, so unaussprechlich glücklich macht. Wir haben schon den Plan unsrer Zukunft entworfen. Er hoft von Herrn Grafen v. B -- eine Verwaltungsstelle auf einem seiner Güter, und daß ich ganz mir in allen Stücken überlassen sey, das weißt du ohnehin. O ich habe alle Ursache, das glücklichste Leben in der Zukunft zu hoffen.

Auch von dir und deinem Rosenberg habe ich mit ihm schon oft gesprochen. Er ist sein Freund, und beschwert sich sehr über ihn, daß

er so lange nichts mehr von sich hören lies. Du sollst, wenn du je einige Nachricht von ihm hast, uns solches zu wissen thun. Ich habe seine Briefe gelesen, die er an seinen Freund Ehrenfried schrieb, und bin ihm wieder ganz gut geworden. Er gieng wider seinen Willen ins Kloster. Der Himmel beglücke ihn dort mit Frieden und Glück! --

Nun habe ich dir auch vieles geschrieben, liebe Mariane! Ich habe dir, die du unglücklich und traurig bist, die glückliche und freudige Lage meines Schicksals geschildert. O möchte der Himmel auch dich wieder mit Liebe beglücken! --

Lebe wohl, liebe Mariane! und denke oft an deine aufrichtige Freundinn.

Rosine.

Mariane an Rosine.

Im Dec. 17--

Liebe Rosine!

Guter Gott im Himmel! was hat sich mit meinem Rosenberg zugetragen! -- Er ist fort aus dem Kloster. -- Niemand weis, wohin --

Mein Vater flucht und schwört ihm Unglück über Unglück, und unsre Nachbarn laufen alle Augenblicke in unser Haus, und fragen, wie das zugegangen seyn müsse, daß Rosenberg das Kloster verlassen habe. Es ist gar keine andere Rede mehr hier zu hören, als: Rosenberg ist aus dem Kloster.

Ach! was wird sich doch ereignet haben! wo wird er sich wohl befinden! Frage doch seinen Freund, ob er keine Nachricht von ihm habe. Und wenn du etwas von ihm weißt: so eile und schreibe mit der nächsten Post. Ich weis nicht, wie seltsam es in meinem Herzen ist. Angst und Freude haben sich meiner bemächtiget. Ich bin zum Theil froh, ihn aus dem Kloster zu wissen. Denn was wird der gute Jüngling dort nicht gelitten haben! wie freudenlos, wie einsam und öde werden die Tage seiner Jugend gewesen seyn.

Ach! wenn er sich doch meiner noch erinnerte! wenn er nur wüßte, nur fühlte, welchen Werth er in meinem Herzen habe! Niemand, als der Himmel, hat meine Seufzer gehört, und meine Thränen gesehen, und ich habe deren viele gethan, viele geweinet. O! ich habe schon den Entschluß gefaßt, nie wieder meines Lebens froh zu werden. Aber jetzt, jetzt, da mein Rosen-

senberg wieder freye Luft athmet, da es keine Sünde mehr ist, meiner zu denken, jetzt will ich der Freude mein Herz wieder öfnen.

Wenn ich nur wüßte, an welchem Ort er sich befände! Frage, suche ihn auf, und schreib mir, wenn du seine Spuren entdeckest. Ich habe eher keine Ruhe, als bis ich weis, wo er sich befindet.

Lebe wohl, liebe Rosine! und schreibe mir bald wieder.

Deine

Mariane.

Rosine an Mariane!

M— Im Dec. 17—

Theure Freundinn!

Freu dich doch, liebe Mariane! freu dich; dein Rosenberg ist hier in meinem Hause bey meinem Ehrenfried. Gestern abends waren wir eben beysammen, als er hereintrat. Aber wie erschrack ich, als ich seine abgehärmte bleiche Wangen, sein knochigtes Gesicht, und seine rothgeweinten Augen sah! Wie viele Kränkungen

gen, Kummer und Angst muß er nicht im Kloster geduldet haben! -- Mein Ehrenfried erschrack über seine Gegenwart; denn er wußte von seiner Flucht aus dem Kloster nicht das geringste. Wie erstaune ich, sagte er, Sie hier zu sehen, lieber Rosenberg! was ist ihnen begegnet?

Rosenberg. Ach Freund! mir sind sehr harte unglaubliche Dinge begegnet. Ich kann vieles, sehr vieles dulden; aber Kränkungen solcher Art würden mich das Leben kosten. Sie sollen meine Klostergeschichte hören, und dann urtheilen, ob mein Schritt, den ich aus dem Kloster that, zu tadeln sey.

Ehrenfried. Was denken Sie doch, Rosenberg! Glauben Sie denn, Ihre Freunde werden Sie deswegen tadeln, weil Sie dasjenige gethan haben, was wir schon lange wünschten? Seyn Sie versichert, Sie sind uns hier weit erwünschter und angenehmer, als im Kloster; und ich bin in der That mehr froh, als betrübt über Ihre Gegenwart.

Rosenberg. Daran erkenne ich meinen Freund. Aber sagen Sie mir nun, was ich thun soll. Ich bin wie Sie sehen, nicht reicher, als wie ich vor Ihnen stehe. Die Zurückkehr in mein Vaterstädchen ist für mich gefährlich, ob ich gleich sehr sehnlich wünschte,

dort

dort leben zu können. Und hier mich fort zu bringen, wird auch sehr schwer halten.

Ehrenfried. Sorgen Sie nicht, Freund! Vielleicht hält die Vorsicht des Himmels ein Glück für Sie verborgen, welches Sie Sich nicht einmal zu wünschen getrauten. Sie wissen selbst, wie abwechselnd und veränderlich das Glück unsers Lebens ist. Nach trüben Tagen kommt oft wieder Heiterkeit, und das Vergnügen schmeckt nie süßer, als wenn man es nach vielen genoßenen Bitterkeiten genießt. Indessen müssen Sie Sich gleichwohl anschicken, Instructionen auf sich zu nehmen. Ich weis, daß es eine saure Arbeit sey, bey geringem Verdienste junge, verdorbne, ungezogne Kinder zu unterrichten. Allein es ist doch immer ein Verdienst.

Sie sprachen noch lange so fort, als ihn endlich Ehrenfried auch an dich, liebe Mariane, erinnerte. Aber Rosenberg verfiel mit einem male in eine andere Bewegung; er schwieg, und gieng im Zimmer auf und nieder. Ich schloß aus allen Bewegungen, daß er gegen dich noch immer eine leidenschaftliche Liebe habe. Er rang die Hände, gieng vor uns vorüber, als wenn er uns nicht bemerkte, und hielt,

so viel ich absehen konnte, wunderliche Selbstgespräche.

O Mariane, du bist glücklich, von einem so liebenswürdigen Jüngling geliebt zu werden, und zugleich unglücklich, ihn zu lieben, ohne einst durch seine Liebe beglückt zu werden. Du weißt seine Umstände, sein Unvermögen, und kennest auch zugleich die Hize deines Vaters, der dich, wenn er einmal deine Liebesgeschichte mit dem Rosenberg erfahren würde, gewiß sehr streng, und grausam behandelte. Ach! daß Herzen, füreinander geschaffen, so selten durch Liebe beglückt werden. — Daß die gute Liebe mit so vielen Leiden verbunden, und keine Freude so süße ist, die nicht hie und da von einigen Kränkungen verbittert wird. — Der Himmel weis es, was noch über mich, und meinen Ehrenfried gef gt seyn wird. Vielleicht kommen schwere Prüfungen über uns. Vielleicht macht uns ein unvermutheter Zufall durch eine Trennung, oder durch Verfolgung und List der Menschen noch unglücklich. Ach, so sehr ich mich geliebt fühle: so ist in diesem Herzen hier doch noch immer ein sehr schwerer Kummer. Ich bin um jede Kleinigkeit besorgt, und habe vor dem, was kommen wird, nie so sehr gezittert, als in diesen Augenblicken.

Ich

Ich möchte dir noch mehr schreiben; allein die Post gehet ab, und ich würde dich, wenn ich selbe versäumte, der Freude berauben, die du über die Nachricht, daß Rosenberg sich hier befindet, haben wirst.

Lebe wohl, liebe Mariane!

Deine

Freundinn Rosine.

* * *

Hier giebt es junge Leute, die in einer wilden Freyheit, sich selbst überlassen, ihre Jugend mit dem greulichsten Ausschweifungen verleben. Es ist doch eine wunderliche Bemerkung, daß Leute, die eine Zeit lang unter der Geisel einer gewißen Sklaverey zitterten, zur Zeit, wo sie in Freyheit gesezt worden, am meisten ausschweifen. Diese Beobachtung kann man besonders an denjenigen machen, die in großen Erziehungshäußern durch Furcht und Strafe zur Ordnung gezüchtigt wurden. Sie werden die unordentlichsten Schwärmer; und wer in diesen Häußern ehehin sechs Stunde beym Studierpulte saß, der schwärmt nun Täge und Nächte hin.

Rosenberg hatte das Unglück, unter den Haufen solcher wilden Schwärmer zu gerathen. Sie waren ehedem seine Kollegen, und guten Freunde, und hatten sich, so bald sie von seiner Flucht aus dem Kloster benachrichtet wurden, sogleich verabredet, ihn auf ihre Seite zu bringen.

Es geschah an einem Abend, als dieser Haufe schon halb betrunken dem Rosenberg begegnete, der eben vor die Stadt hinausgehen wollte, um in irgend einem ungesehenen Winckel die bittern Thränen zu weinen, die ihm Hunger, Noth und das Gefühl seiner Hilflosigkeit abzwingen würden.

Ha! du hier Bruder? schrien sie ihm entgegen, und umringten ihn. Wie giengs dir? wie lebst du? Wo gehst du hin?

Ach, gab ihnen Rosenberg zur Antwort, ich weis es selbst nicht, wohin mich meine müden Füsse heute noch tragen werden.

So gehe mit uns. Wir werden deine Müdigkeit dir bald aus den Gliedern bringen. Denk, Bruder! wir leben das vergnügteste Leben. Kein Mensch hat uns was zu schaffen. Wir sind Herren für uns — Wo gehen wir doch gleich hin, Gloßner dich trifts heute. Sag, wo wir hingehen sollen.

Gloß-

Gloßner. Ich dächte, bey der runden Viktorie könnten wir wohl bedient werden.

Rohrheim. Die welsche Henne ist heute allein zu Hause. Bey ihr könnten wir doch einen ehrlichen Spaß haben.

Singbach. O nein, ich weis gleich ein bessers Wirthshaus. Zum festen Schloß wollen wir. Dieß öfnet sich ohne Schlüßel.

Richter. Die Laterne ist aber auch ein hübsches Mädchen. Sie soll uns heute die ganze Nacht leichten. Die Kerzen wollen wir besorgen.

Gloßner. Bewahre der Himmel, zu dieser gehe ich nicht mehr. Sie hat mir erst gestern einen Thaler abgeschwäzt. Ich will dergleichen ehrlichen Spaß umsonst genug bekommen. Zudem habe ich heute, wie ihr selbst wißt, 5. fl. verspielt. Das verfluchte Spiel.

Richter.) So gehen wir doch einmal!
Singbach.) wir werden ja die so kostbare Zeit nicht auf der Gasse verplaudern! gehn wir!

Gloßner. Aber wohin?

Richter. Zur Laterne.

Singbach. Zum festen Schloß.

Rohrheim. Zur welschen Henne.

Gloßner. Wir werden uns doch nicht ums Wirthshaus raufen. Oder weißt du einen Ort,

Bruder Rosenberg! wo es recht lustig zugehet, wo schöne gesprächige Mädgen sind, die mit sich auch ein bischen handeln lassen, oder wo die Wirthsleute keinen Spaß verderben, sondern selbst mitmachen? weißt du so einen Ort?

Rosenberg. O dergleichen Pläze zu betretten ist sehr gefährlich! Ehre, guter Name, Gesundheit!

Gloßner. Ey was! wir sind junge Leute, und wenn wir jezt unser Leben und unsere Freyheit nicht geniessen: so ist es mit uns geschehen.

Rosenberg. O ihr lieben Leute! ihr habt euch in kurzer Zeit sehr verändert. Ich kenne euch beynahe nicht mehr. Sonst waret ihr immer fleißig; ihr besorgtet euch um Bücher, ihr sprachet gerne über wissenschaftliche Angelegenheiten, und jezt finde ich euch ganz anders.

Gloßner. Halte dich nicht auf, und geh! du wirst selbst bald Geschmack an unsrer Lebensart finden.

Hier nahmen sie Rosenberg in ihre Arme, und schleppten ihn durch die Gassen fort in einen abgelegenen Winkel, wo sogleich ein freches Weibsstück hervor sprang, und höchst unanständige Komplimente machte. Sie waren schon alle in diesem Hause bekannt, und der Wirth war zu der ganzen Kompagnie ein Saufbru-

bruder, so wie die Wirthinn sich von einem jeden nicht nur mißbrauchen lies, sondern selbst Gelegenheit suchte gemißbraucht zu werden.

Hier wurde also die ganze Nacht wacker fortgezecht. Die Wirthinn und die Kellnerin, das frechste Weibsstück auf Gotteserboden, liesen sichs unter dem Haufen junger rüstiger Pursche wohl behagen, und zogen einen um den andern auf die Seite, oder auch gleich in eine Nebenkammer. Rosenberg der in seinem Leben noch nie über die Schwelle so eines ärgerlichen Hauses trat, machte verschiedene Versuche, mit Ehren sich noch entfernen zu können. Er stellte sich die Gefahr vor, seine Ehre, seinen guten Namen, seine Gesundheit zu verlieren. „Wenn uns ein rechtschafner, tugendhafter Mann in diesen Ausschweifungen hier anträfe, dachte er, was würde er von uns denken? Hätte er nicht Ursache, an der Reinigkeit unsrer Sitten zu zweifeln? Wie kann man bey einem Menschen, der so ausschweifend lebt, einen Geschmack für die sittlichen Tugenden, und den nothwendigen Fleiß und Bestrebsamkeit, welche zu männlichen Geschäften erfordert werden, vermuthen? Giebt es denn keine edlern Geschäfte, als dieses ewige Schwärmen in Wirthshäusern, und dieser so gefährliche Umgang mit liederli

chen Leuten? Ist es denn rühmlich, durch so ein wildes unordentliches Leben vor andern nur einen Vorzug zu suchen? O wie langweilig ist diese Gesellschaft hier, wo so vieles gelärmet wird, und so ärgerliche Zoten auf die Bahn kommen! O wie ganz anders waren die Freuden, die ich in der Gegenwart meiner mir so theuren, so unvergeßlichen Mariane genoß! Es war alles still um uns, und doch so unaussprechlich süß. Wenn ich nur mit der Spize meiner Finger ihre Hand berührte: so fühlte ich schon angenehme Regungen im Herzen. Hier ist alles so roh, so unsittlich, so eckelhaft, und ach! bey uns war Liebe über uns, Liebe neben uns, Liebe in uns. Ich ließ mich nie zu einem Betragen verleiten, welches mich mit Reue oder Schaam erfüllen könnte. Unsre Freuden waren so unschuldig, so natürlich: Kein Wunsch, der ein noch unbeflecktes Herz beschämen konnte, erwachte in uns, und kein Wort kam von unsern Lippen, welches zu ärgerlichen Zweydeutigkeiten Anlaß gab. Wir sagten uns nicht einmal, daß wir einander lieben. Wir fühlten mehr, als wir hätten erklären können. Ach, warum mußte es mit unsern Freuden so bald am Ende seyn, warum folgte ich dem Eigensinn meines Herzens, warum mußte ich dasjenige

nige verlassen, dessen Besiz ich mit meinem Leben erkauft hätte. O ich armer unglücklicher Thor, wie unglücklich bist du, dasjenige zu lieben, was dir nie werden wird, nie werden kann. Der Himmel müßte Wunder thun, und ach, es ist vergebens. Hier ist keine Hofnung mehr übrig. Sie wird vielleicht gezwungen, einem Mann ihre Hand zu geben, der ihrer ganz unwürdig ist. O wie schröcklich, wie niederschlagend ist dieser Gedanke meinem Herzen. -- Und doch ist es noch immer mein einziger Trost im Elend, mich ihrer mit so vieler Wärme erinnern zu können. Sie denkt vielleicht auch noch an mich, und fühlt vielleicht den Wunsch, mich beglücken zu können. O Mariane, Mariane, könntest du das!

So überließ er sich mitten im Lärmen den zärtlichen Regungen seines Herzens, als Richter und Singbach ihn in seinen angenehmen Schwärmereyen störten. „Was fehlt dir doch, Bruder! schrien sie, und sezten ein neues Glas an; du siehest drein, als wie ein Hund, dem man die Suppe vor der Gosche wegnimmt. Sey wohl auf, trink, laß dirs schmecken.„ Und wie sie dieses sagten, war auch schon die Kellnerin, das feste Schloß, bey Handen. Sie sezte sich gleich neben Rosenberg und

nannte ihn ihr Herzchen, ihr Schätzchen, ihren Engel. Sie grief nach seiner Hand, und machte hie und da Stellungen mit derselben, daß ein noch unschuldiger Jüngling darüber möchte roth werden. „Ich liebe dich, mein Herzchen! hieß es immer; du bist mir über alles auf der Welt. Aber welch ein schöner Bube du bist! Schade, daß du so spröde bist.„ Rosenberg war nunmehr in einer sehr großen Verlegenheit. Er wußte nicht, was er einer so feilen Dirne in das Gesicht sagen sollte. Er wünschte sie vom Hals bringen zu können, zog seine Hand zurück, entschuldigte sich, gieng aus der Zechstube; sie aber folgte ihm auf seine Schritte, und quälte ihn mit ihren Versicherungen, daß er ein schöner Bube sey, und sie ihn herzlich liebe, beynahe zu Tode. Sie hatte ihn endlich so weit in die Enge getrieben, daß er entweder ihren Ungestümm hätte befriedigen, oder sie mit Gewalt vom Hals schaffen müssen. Er that das letzte. „Bemüh sie sich nicht so sehr, Junker! sagte er, ich werde das nie thun, was sie so ungestümm wider alle Sittlichkeit und Wohlstand von mir verlangt. Schon sie mich mit solchen Forderungen, an die ein noch unbeflecktes Herz nicht ohne Scham denken darf.

Das

Das feste Schloß. Sieh doch einmal den Tölpel an. Glaubt denn er, daß ich ein Weibsbild sey, die von ihm gar etwas forderte?

Rosenberg. Sie hats eben gethan, Jungfer! Ich bitte, geh sie, und schon sie mich mit solchen Grobheiten, die mich in Hitze bringen können.

Das feste Schloß. Was frag ich nach seiner Hitzigkeit. Glaubt er denn, es sey mir an ihm was gelegen? -- Kein Plunder!

Rosenberg. Es soll ihr auch nichts an mir gelegen seyn. Solche öffentliche Waare --

Das feste Schloß. Was Waare! Er Lauspursche! Mich eine öffentliche Waare zu nennen!

Rosenberg. Sie verdient das Zuchthaus, sie schamlose H—!

Das feste Schloß. Und er den Galgen versteht er mich?

Rosenberg. Ich bedaure Sie, Jungfer, Sie ist ein recht elendes Weibsbild. Sie hat ihre Tugend, ihre Ehre, ihren guten Namen, und alles, worauf ein gutes, sittsames unschuldiges Mädchen Ansprüche machen darf, verloren. Sie ist ein recht elendes Weibsbild, Glaub sie meinen Worten; fühle sie, was ich dadurch sage, und laß sie mich in Ruhe.

Das feste Schloß. Da, lose Gesche! dieß zum Lohn! -- Hier schlug sie ihn wacker ins Gesicht, und wollte davon; aber Rosenberg erhaschte sie, hielt sie fest, und sagte mit gelaßner Miene und Geberde.

„Ich habe sie hier in meiner Gewalt, und ich könnte den Schimpf, von ihr beleidigt zu seyn, gewiß sehr nachdrücklich rächen. Aber ich schäme mich, gegen eine Person eine Hand aufzuheben, die nichts mehr von einer menschlichen Würde an sich hat. Sie hat sich durch ihr Betragen alle gute Meynung, die man je noch von einem Menschen haben kann, auf einmal verdorben. Sie ist heillos, und ihre Seuche ist ansteckend. Geh' sie, und hüte sie sich einem Menschen von Ehre durch Schmeicheleyen und Lockungen zur Befriedigung ihrer viehischen Begierden zu zwingen.

Allein anstatt in Ruhe davon zu gehen, erhub sie vielmehr ein neues Geschrey, und rief die Leute herbey, sie vor einen Menschen zu schützen, der mit Gewalt auf sie eindringe. So weit geht die Bosheit dieser unnatürlichen Dirnen der Unzucht. Um noch einen Schein von Ehre und Tugend blicken zu lassen, beschuldigen sie nach übel gerathenen Versuchen, ihre thierische Lust zu befriedigen, ihren Gegner dessen

sen, was sie doch wünschten, daß es ihnen geschehen wäre.

Doch Rosenberg wollte alle fernere Streittigkeit vermeiden, ob er gleich sah, daß seine Ehre gekränkt sey. Er lies sie, das feste Schloß, hinter sich lärmen, und gieng wieder in die Gesellschaft zurük, wo sogleich Gloßner und Richter in der Meynung, daß Rosenberg wirklich das feste Schloß aufgesperrt hätte, herbeyeilten, und ihn dessen lobten, was er für das Schändlichste, und sie für das Natürlichste hielten. „So ist es recht, Bruder! sagten sie; dieß heißt, seine Jugend genießen. Was fragen wir nach den Philosophen, die in ihren Büchern immer von Tugend, von Enthaltsamkeit, von geistigem Vergnügen, von der Zufriedenheit mit sich selbst und dem Werth seiner Tugend sprechen? O die Narren! Wer so was glaubt! — Es ist eine baare Windmacherey. Keiner von allen Philosophen, die von diesen Possen schreiben, ist so tugendhaft, so enthaltsam, als er bey andern Leuten gerne scheinen möchte. Er wird gewiß auch hie und da mit machen. Und wir wollten wetten, wir wollten einen von diesen, die über den Umgang mit dem andern Geschlecht so hart sich ausdrücken, selbst noch bey einem Mädchen antreffen.

So ists mit allen unsern Predigern, von denen wir Gott sey's gedankt! schon seit zwey Jahren keine Predigt mehr hören, sind auch nicht anderst. Sie beweisen die Wahrheit ihrer Worte durch ihr Thun sehr schlecht -- Nun! das freut uns doch recht, daß du auch mit uns mitmachest. Nicht wahr! das Mädchen ist für so einen Spaß so ungeschickt eben nicht? — Man darf ihr nicht viele gute Worte geben; auch ist ihr ganzer Bau nicht häßlich -- Warum siehst du so unwillig, so verdroßen uns an?

Rosenberg. Ich bitte euch, laßt mich meines Wegs nach Hause gehen; es ist heute schon sehr spät, und morgen früh hab ich wichtige Geschäfte. Und ihr wißt schon selbst, ohne genugsamen Schlaf ist man nie aufgelegt, etwas Gutes zu arbeiten.

Gloßner. Ey! was thust du itzt schon zu Hause! Wir gehen noch ins Kaffeehaus.

Rosenberg. Bewahr mich der Himmel davor! Ich muß nach Hauße.

Es kostete ihn viele Mühe, biß sie ihm die Thür aufschloßen. Rosenberg faßte, als er den ersten Schritt wieder in die freye Luft that, den Entschluß, nie wieder ein solches Haus zu betretten, wo die Unzucht sich eine Wohnung miethete, und war nunmehr froh, einer

Ge.

Gesellschaft los zu seyn, die ohne alles Gefühl für den Werth der Tugend ihre rühmlichste Beschäftigungen in Ausschweifungen suchte. *)

Ich glaube, meinen Zweck nicht ganz zu verfehlen, wenn ich in der Geschichte dieser Schwär-

*) Solche offenbare Fehltritte sind oft meistens Folgen einer schlechten Erziehung, bey welcher man versäumte, jungen Herzen ein gewißes Gefühl für den wahren, stillen und sich selbst belohnenden Werth der Tugend beyzubringen. Es ist sehr wichtig, und von ungemeiner Nutzbarkeit, wenn junge Leute mehr nach stillen einsamen und natürlichen Freuden, als nach Spiel und Tanz sich sehnen. Ein Mensch, der einmal gewohnt ist, stets über gewiße Dinge unruhig zu seyn, der wird nicht leicht auf solche Ausschweifungen verfallen. Oder wird wohl ein unruhiger Kopf, in welchem der Gedanke vom Ruhm und Ehre lebt, solchen unrühmlichen Beschäftigungen nachgehen? Macht ihn das Bewußtseyn, in einer rühmlichen Sache einen Vorzug zu haben, nicht glüklicher, als alle Nachtschwärmereyen? — Meiner Meynung nach wären diese Unordnungen meist zu verhüten, mein wohlgemeynter Rath, junge Leute frühzeitig an Fleiß und Arbeit zu gewöhnen, in ihnen aber kein Gefühl von Sclaverey zu erregen, sondern viel-

Schwärmer fortfahre. Man wird sich gar leicht vorstellen können, daß um so ein unordentliches Leben zu führen, Geld erfordert werde, daß der Verdienst, den diese junge Leute hatten, sehr geringe war, und daß es also manchmal Tage gab, wo sie Geldmangel hatten. In solchen Umständen waren sie gezwungen, Schulden zu machen; denn sie waren zu sehr ihrer Ausschweifungen gewohnt, als daß sie je an andere Beschäftigungen hätten denken können. Fleiß war ihnen eine ungewohnte Sache, und sie fühlten allemal die schrecklichste Langweile, wenn sie ein Buch in die Hand nahmen, oder ein anders Geschäft, zu welchem eine Heiterkeit des Geists und Nachdenken erfordert wurde, auf sich nehmen mußten. Es war ihnen unmöglich, etliche Stunden an einen Fleck sitzen zu bleiben, und wenn sie über etwas nachdachten, so war es über die Art, wie sie ihre El-

vielmehr eine zusehende, als züchtigende Rolle zu spielen. Es ist eine bekannte und von der Erfahrung bestättigte Wahrheit, daß jene Leute, die in ihrer Kindheit zu wenig Freyheit hatten, sich derselben in ihren reifern Jahren zu sehr bedienen; so wie diejenigen gemeiniglich die größten Verschwender sind, denen das Geld etwas seltsames ist.

Eltern, Freunde, Bekannte, und andere Leute um Geld betrügen könnten. Sie nahmen daher zu verschiedenen Kunstgrifen ihre Zuflucht. In den Wirthshäußern thaten sie anfangs immer groß; zahlten anfangs immer richtig, und so bald sie den Zeitpunkt beobachteten, daß die Wirthsleute Vertrauen und Credit auf sie hatten: so ließen sie ihre Zechen von einem Tag zu dem andern auf die Tafel schreiben, bis sie endlich so groß anwuchs, daß sie nicht mehr im Stande waren, selbe zu bezahlen. Und in diesem Falle ergriefen sie gewöhnlich allemal die Flucht. Ihre Eltern belogen sie durch falsche Briefe, und zwangen ihnen durch Versicherungen, daß sie eine Reise, die zu ihren Glücke alles beytragen müßte, vorhätten, blutiges Geld ab.

Wie sie sich gegen das andere Geschlecht betrugen: haben wir zum Theil schon gesehen. Sie waren mit jedem Weibsbild, das feil war, bekannt. Dadurch hatten sie ihre Gesinnungen so sehr erniedriget, daß sie nunmehr unfähig waren, gegen das Frauenzimmer eine wahre Liebe, mit Hochachtung verbunden, empfinden zu können. Sie waren für ihr ganzes Leben des Glücks beraubt, welches unschuldige Herzen in den Armen reiner, geistiger Liebe ge-

nießen. Sie gaben sich in diesem Stücke keinen Vorzug, vor dem Viehe. Doch wurden sie zu Zeiten von einem seltnen Mädchen, das auf Tugend und Ehre hielt, wacker geprellt. Allein durch solche Prellungen wurden sie nur gefährlicher. Sie nahmen zulezt die Sprache der Tugend, und reiner Gefühle an, und brachten auf solche Art manches Mädchen um ihre Unschuld, um ihre Ehre, um ihre Ruhe des Herzens, und um die Liebe ihrer Eltern.

Zur Zeit, als Rosenberg das Unglück hatte, in ihre Geseüschaft zu gerathen, waren sie von allen diesen Lastern wie zugedeckt. Auf allen Seiten waren Schulden gehäuft; in manchem Burgerhaus die Tochter geschändet; Eltern, Freunde, Bekannte betrogen. Solche Umstände waren wichtig genug, sie nun einmal zum Nachdenken zu bringen. Es erwachten also gewaltige Unruhen in ihren Herzen entsetzliche Entwürfe, und verzweifelte Entschlüsse. Sie fühlten, daß es nunmehr unmöglich sey, die begangenen Fehltritte wieder gut zu machen. Ihr Name war in der ganzen Stadt bekannt, und sie wurden von den Eltern, die ihren Kindern gute Ermahnungen gaben, allemal das Beyspiel ungerathner Söhne genannt. Sie hatten es durch ihre unordentliche Lebensart

endlich so weit gebracht, daß so gar die Policey auf ihre Schritte aufmerksam zu werden anfieng.

In diesen gefährlichen und mißlichen Umständen entschlossen sie sich, in der weiten Welt ihr Glück zu suchen, und auf Abentheuer auszugehen. Doch wollten sie ihre Reise nicht eher antretten, als bis sie auch Rosenberg dahin würden bewegt haben. Sie kamen gewöhnlich alle Tage auf seinem Zimmer zusammen, und sprachen von ihrem Vorhaben sehr ernsthaft. Je näher die Zeit heranrückte, desto unruhiger wurden sie. Es war die Stadt zu eng, sie verborgen zu halten, und der Leute, denen sie nicht mehr unter die Augen tretten durften, waren zu viel. Sie giengen daher sehr furchtsam, und immer einzeln auf der Gaße, sahen sich bey jedem Schritte um, entfärbten sich, liefen, schliechen, je nachdem ihnen eine bekannte Person begegnete: Sie würden in diesen Umständen für Geld alles gethan haben. Man hätte Giftmischer, Mordbrenner, Meuchelmörder, Aufrührer und Verräther aus ihnen machen können.

Es war im Jahr 17-- den 14ten August, als die ganze Gesellschaft Abends auf Rosenbergs Zimmer erschien. Eine sichtbare Unruhe

war

war in ihrem Gesichtern, Sie setzten sich an verschiednen Ecken nieder, und saßen stumm mit in die Hand gehüllten Augen. Rosenberg verwunderte sich, daß sie sich auf einmal so geändert hätten, daß sie, da sie doch zuvor stets in Wirthshäußern bey verdächtigen Leuten gesteckt wären, nun auch einmal anfiengen, eine ordentlichere Lebensart zu führen, etwas ernsthafter und männlicher zu denken, u. s. f. Er gewann sie nun wieder lieb, und hatte sie gerne in seiner Gesellschaft. Endlich fieng Gloßner folgendes Gespräch mit Rosenberg an.

Gloßner. Du hast billig Ursache, über unser jetziges Betragen dich zu verwundern, lieber Rosenberg! Wir haben uns gewaltig in unsern Handlungen und Gesinnungen geändert, und bereuen nur, daß wir es zu spät thaten. Du wirst seit einiger Zeit Unruh, Verwirrung, und eine gewiße Art von Ernsthaftigkeit an uns beobachtet haben. Kannst du uns wohl den Grund unsrer Schwermüthigkeit erklären?

Rosenberg. Warum denn nicht? Ihr erinnert euch euer Thorheiten; und fanget nun an, eure Ausschweifungen zu bereuen. Es ist Reue, sonst nichts; Reue dessen, was ihr gethan habt.

Gloß-

Gloßner. Nicht Reue, Freund! Es waren Fehler, die man der unbesonnenen Jugend noch immer leicht vergeben kann. Allein uns beunruhigen ganz andre Dinge, Dinge, die dich gewiß auch beunruhigen sollten.

Rosenberg. Wie? Redet! Was ist euch begegnet? worüber beunruhiget ihr euch?

Gloßner. Uns beunruhiget unser Schicksal, das verworrenste aller Sterblichen! Du kennst unsre Umstände, Freund! Du weißt, daß wir unsre Studien vollendet haben, daß wir weder Mönche, noch Priester werden wollten, daß man uns einige Jahre her ohne Unterstützung, ohne Beförderung in elenden Umständen schmachten lies. Du kennst neben dem die dermalige Verfassung unsers Vaterlandes, wo so selten ein guter Kopf unterstützt, und an seinen gehörigen Platz gestellt wird; wo der Adel, diese Geisel des menschlichen Geschlechts und der Reichthum, dieses glänzende Geschenk eines blinden Zufalls, alle Ansprüche auf Ehre, und Glück macht; wo reine Gesinnungen Gefahr laufen, zum Spott gemietheter Heuchler zu werden; wo das wahre Verdienst ein leerer Schall ist, und man sich durch Gauckeleyen, Luftspringen, Schmeichelenen, Ungerechtigkeiten, Familienmord, und durch Kunstgriffe,

 worü-

worüber die Natur schaudern möchte, mehr Ansehen und Reichthum verschaft, als durch edle Fähigkeiten des Geists, durch Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Bescheidenheit. Was soll ein guter Kopf in einem Lande suchen, wo er stündlich der Gefahr ausgesetzt ist, das Opfer der Dummheit, oder der Bosheit zu werden? Wo er keine andere Erwartungen hat, als hülflos, ohne Unterstützung in einer unbekannten Armuth die besten Jahre seines Lebens dahin zu leben, oder sich durch Arbeiten, die einem Taglöhner anstünden, seinen Unterhalt zu verschaffen? Rede, Rosenberg! was kannst du in der Zukunft gutes hoffen? Glaubst du, daß man auf deine Geschicklichkeit, auf deine Fähigkeiten werde aufmerksam seyn? Daß man dich hervorsuchen, unterstützen, befördern, in ein dir angemessenes Amt erheben werde! O glaube so was nicht. Ein schwerer Fluch scheint auf unserm Klima zu liegen. Wer zu dieser Stunde gebohren wird, dem wärs besser, er ertränke im ersten Bade, damit er nicht einmal gezwungen seyn würde, die Stunde seiner Geburt mit einem greulichen Fluch zu verwünschen. Es werden Tage kommen, wo unter Sonn und Mond unerhört grausame Dinge vorgehen werden. Es werden Zeiten kommen, wo die Felder,

der, auf denen jetzt die Nahrung eines ganzen Landes liegt, öde und unbebauet da liegen werden, wo der Bauernstand entkräftet in der äusserſten Dürftigkeit ſchmachten wird; wo die Gewerbe gemeiner Bürger zerfallen, und der Geldmangel ſo ſichtbar ſeyn wird; daß am Ende unerhörte Revolutionen folgen werden. Es gehört eben kein prophetiſcher Geiſt dazu, ſolche Dinge voraus zu ſehen. Ein einziger tiefer Blick in die Gegenwart eröfnet mir mannigfaltige Auftritte in der Zukunft.

Roſenberg. Du ſprichſt ſeltſame Worte, Gloßner!

Gloßner. Mir und jedem von uns, die wir hier ſitzen, ſind ſie nicht mehr ſeltſam. Wir haben lange genug darüber nachgedacht; wir haben unſre Ruhe darüber verloren, und ſind auf verſchiedne Entwürfe verfallen, unſer Schickſal zu verbeßern. Wir ſind auch über einen gewißen Punkt einig geworden; doch wollen wir ihn nicht eher ausführen, als biß du in unſer Vorhaben willigeſt.

Roſenberg. Was habt ihr vor?

Gloßner. Geduld, lieber Freund! Ehe wir dir ſelbes entdecken, muß ich dich vorher bitten, dir deine Umſtände recht lebhaft vor Augen zu ſtellen. Dann wirſt du erſt im Stande

 ſeyn

seyn, von der Wichtigkeit unsers Vorhabens urtheilen zu können.

Rosenberg. Meine Umstände sind leicht überdacht. Ich empfinde, daß ich gegenwärtig elend und dürftig lebe, und sehe, daß ich in der Zukunft auch keine bessere Hofnung habe, gut fortzukommen.

Gloßner. Diese Umstände wären allerdings wichtig genug, dich über gewisse Dinge nachdenkend zu machen.

Rosenberg. Was hilft hier alles Nachdenken? Ich habe mich entschloßen, mich so fortzuschleppen, biß es gleichwohl einst besser würde. Verzagtheit ist in solchen Umständen noch immer das größte Uebel.

Gloßner. Da hast du wohl recht, Rosenberg! Aber mich deucht, deine Geduld, mit der du etwas beßers abwartest, sey eine gewisse Art von Verzagtheit.

Rosenberg. Wie meynest du das?

Gloßner. Nun, Ich dächte, du würdest dir doch einmal den Muth nehmen, durch ein Wagestück dein Schicksal zu verbeßern. Sich bey diesen schlimmen Zeiten aus der Dunkelheit heraus zu heben, ist kein anders Mittel mehr übrig, als sich muthig an etwas Großes zu wagen — Sag mir doch einmal, was thust

du

du hier? Wie willst du hier dein Glück machen? Kannst du dir durch alle deine Wissenschaften etwas verdienen?

Rosenberg. Aber! lieber Gott! in welchem Ort wird es wohl anderst seyn?

Gloßner. O! in jedem Ort der Welt wird es beßer seyn, als hier. Hier möcht' ich nicht einmal begraben liegen. Kurz, lieber Rosenberg! wir entdecken dir einen Vorschlag, über den du dich etliche Täge bedenken kannst. Wir haben uns sämmtlich entschlossen, künftige Woche die Stadt zu verlassen, und eine Reise nach der See zu machen. Sehr vernünftige, und rechtschafne Männer haben uns versichert, daß wir dort gewiß unser Glück finden werden. Wir sind Deutsche, und Deutsche haben bey solchen Gelegenheiten doch immer den Vorzug. Die Reise-Kosten wollen wir ganz auf uns nehmen. Indeß erwäge deine Umstände, und halte unser Vorhaben als ein heiliges Geheimniß.

Rosenberg war einer von jenen Leuten, die sich zu jeden Schritt, den sie thun, ohne vieles Bedenken entschlüssen. Dieser Vorschlag fand nun in dem Herzen des guten Jünglings völlig Beyfall. Er dachte Tag und Nacht daran, und würde diese Stunde noch fortgegan-

gen seyn. Auch hatte er die Gewohnheit, keinem einzigen Menschen sein Vorhaben zu entdecken, oder sich bey seinen Freunden Raths zu erholen. Er wollte ganz selbst handeln. Zudem waren seine Umstände so schlecht, daß er sich weder ernähren, noch kleiden konnte. Auch verursachte die verächtliche Begegnung einiger Großen, bey denen er um Unterstüzung bat, und abgewiesen wurde, eine gewiße Art von Bitterkeit und Unzufriedenheit in seinem Herzen. „Was soll ich mich länger an einem Ort aufhalten, wo ich stets fürchten muß, Hungers zu sterben! So rief er oft in feuerigen Stunden, wo sich die Scenen seines Elends vor seinen Augen aufschlossen. „Was soll ich hier thun, hier, wo jungen dürftigen Leuten alle Bahn zur Ehre verschlossen ist! Was kann ich mir in der Zukunft für ein Glück versprechen? Ist es nicht das gewöhnliche Schicksal guter Köpfe, verkannt, verfolgt zu werden? Ich weis mir nicht zu rathen, nicht zu helfen. Mein Schicksal steht in einer fürchterlichen Lage. Ich bin gezwungen, meinen Unterhalt, den mir mein Vaterland schuldig wäre, in einem entfernten Lande zu suchen. Der Himmel weis es, wie elend, wie verlassen ich dastehe. Mich hat so gar der Muth, etwas zu

un-

unternehmen, verlassen; die Freude und Munterkeit, die ich sonst in Geschäften empfand, ist dahin, und ich bin müde, noch länger so ein elendes Leben mit mir herum zu schleppen — Aber wie! kannst du Mariane verlassen? Sollst du sie nie wieder sehen? Ach! lieber Gott! was wird mich dieser Abschied kosten! Mariane, für die ich auch den lezten Tropfen Bluts hergäbe, zu verlassen, ewig von ihr geschieden zu werden; sie nie wieder in der Welt zu sehen. O! wie schrecklich sind die Begriffe dieser Worte meinem Herzen! Und doch — muß ich fort — Alle Hofnung, jemals durch ihre Hand beglückt zu werden, ist vergebens. Ich bin unglücklich genug, ein Mädchen zu lieben, das eines andern Mannes wird — O du blendender Schimmer des Reichthums! Du Abgott unsrer Zeiten! wie ungerecht theilst du Glück und Unglück unter Menschen aus! Aus deiner Quelle fließt dermalen alles Vergnügen der Sterblichen hervor. Wer dich entbehrt, ach! der muß harte Täge unter den Menschen leben! weder Tugend noch Weisheit vermögen so vieles über die Herzen der Menschen, als du.

Gloßner und seine Freunde sezten die Besuche bey Rosenberg täglich fort, und waren über die Bemerkung, daß dieser gar wohl mit ih-

rem Vorschlag zufrieden sey, äußerst vergnügt. Uebrigens aber gaben sie sich alle Mühe, den guten Jüngling mit schwärmerischen Bildern einer beglückten Zukunft zu bethören. Sie stellten ihre kunftige Lebensart auf einer so angenehmen, so reizvollen Seite dar, daß man sich unmöglich des Wunsches enthalten konnte, doch auch so beglückt zu werden. Sie priesen ihm die gute Gelegenheit, die er nunmehr haben würde, den Charakter der Menschen in verschiedenen Nationen kennen zu lernen. Sie griefen auch auf die feinen Seiten seines Herzens, und mahlten ihm die prächtigen Gegenden, die weiten Aussichten, und die Fruchtbarkeit der Länder ab, wohin sie zu reisen entschlossen wären. Sie erweckten dadurch sein Gefühl für die Schönheiten der Natur, und erregten eine Unruhe in ihm, ja bald alles dieses Vergnügen genießen zu können.

Nun war der Tag ihrer Abreise bestimmt. Es war der 19te August. Am Abend vor der Abreise versiegelte Rosenberg alle seine Papiere mit der Aufschrift an seinen Freund Ehrenfried. Ich werde nachher Gelegenheit haben, die merkwürdigsten von seinen Aufsätzen dem Leser hier einzurücken. Sie zeigen alle von einer sehr seltnen, kühnen und feurigen Denkungsart, und

und man wird bedauern, daß ein junger Mensch, der so eine gute Anlage hatte, ein wichtiger Mann zu werden, so sehr verwahrloset, und hilfloß gelassen wurde.

Ehrenfried, dem die Ursache, warum Rosenberg seine Besuche auf einmal abbreche, unbekannt war, gieng nach drey Tagen in seine Wohnung. Aber wie erschrack er, als er von der Hausfrau vernahm, daß Rosenberg schon vor drey Tagen die Stadt verlassen habe. — Sie bracht ihm das Paquet sammt zween Briefen, von denen einer an Mariane nach P–, und der andre an Rosenberg mit Geld beschwert geschrieben war, der aber erst ankam, als Rosenberg schon auf der Flucht war. Ich will die Briefe, wie sie in der Ordnung waren, hieher setzen.

Rosenberg an Mariane!

Theure, unvergeßliche Freundinn meiner Jugend!

den 18 Aug.

Mit Thränen, die mir wie Glut auf meine Hand fallen, schreibe ich Ihnen diesen Brief, der vielleicht der lezte seyn wird den ich

an Sie schreibe. Wenn Sie mich lieben, und ach! ich bin nur gar zu sehr überzeigt, daß ich von Ihnen geliebt werde: so wird Ihnen dieser Brief groses Leid verursachen. Ich will Ihnen in wenig Worten alles sagen, was Sie wissen sollen.

Ich verlasse morgen mein Vaterland, meine Freunde, und ach! auch das Beßte, was ich auf der Welt hatte, auch Sie, Mariane! verlasse ich morgen. —

Meine Hand zitterte mir als ich diese schreckliche Worte schrieb, und mir war es, als wollte ein unsichtbarer Geist sie wieder austilgen. O hätte er es gethan! Ich getraue mir es nicht zu thun, weil eine so mächtige Wahrheit in diesen Worten liegt.

Also morgen treibt mich Verzweiflung und beynahe Wahnsinn aus den Mauren einer Stadt, in welcher ich seit meiner Flucht aus dem Kloster schon vieles Ungemach duldete. Ich weiß noch nicht wohin mich meine Füße tragen werden. Aber es ist gewiß; ich werde nie wieder zurück kommen. O Mariane! Mariane! wie preßt dieses **Nie wieder** mein Herz zusammen! wie ängstlich wie kummervoll werde ich jezt! wie schäzbar, wie unendlich werth sind mir noch die lezten Augenblicke meines Hierseyns! Ich

un=

unterhalte mich mit Ihnen, und nehme nun abwesend den zweyten Abschied von Ihnen. O welch ein grausamer, grausamer Abschied! ich empfinde die schreckliche Lage meines Schicksals, und fange nunmehr bey der Herannahung meiner Abschiedsstunde am ganzem Leibe zu zittern an. Guter Gott im Himmel! mußte es denn so mit mir werden, daß ich stets der Ball des ungewißen Schicksals in dem weiten Raum der Welt herumgeschlagen werde! Giebt es denn kein Pläzchen, wo ich in ungestörter Ruh, mit innerer Zufriedenheit ein kleines unbekanntes Leben finden würde? Muß ich denn immer grose auffallende und schreckliche Schritte wagen, um der Geisel des züchtigenden Schicksals zu entfliehen? Ist es deine Fügung Beherrscher der Welt, daß ich das Beßte was ich in diesem Leben habe, verlieren muß, um dasjenige zu finden, was du so reichlich über die Erde ausgossest, um welches der Mensch sich sorgen und plagen muß, indeß das unvernünftige Thier gerade hingehen kann, sich zu sättigen? — Liebe Mariane! verzeihen Sie mir meine schwärmerischen Klagen gegen die Fügungen des Himmels. Es geschieht nichts ohne geheime Absichten, und vielleicht leide ich jezt nur darum so großes Elend, damit ich das Glück, das

viel-

vielleicht in der Zukunft für mich noch verborgen seyn könnte, doppelt genießen möge — Wie mich dieses **Vielleicht** auf einmal wieder so ruhig macht! wie ich in Träume und Wünsche gefallen war! — Aber es ist vorüber, liebe, theure Mariane! mit mir ists vorüber. Der Gedanke von Nichtwiedersehen verläßt mich nicht; er füllt meine ganze Seele mit Jammer. Ich möchte weinen, wie ein Kind. Ich bin von Ihnen zur Stunde, wo ich einen ewigen Abschied nehmen soll, Meilen entfernt, und habe Sie auch schon so lange nicht mehr gesehen. Ihr Bild, das immer lebhaft in meiner Seele lebt, schwebt stets vor meinen Augen; und ist auch gegenwärtig mein einziger Trost, mir Ihr Bild recht oft vorstellen zu können.

Was ich Ihnen zum Andenken zurücklassen sollte, das weis ich selbst nicht. Vielleicht finden Sie in irgend einem Brief, den ich Ihnen schrieb, die Züge eines guten, redlichen, und empfindsamen Herzens. Wenn Sie diesen nun als ein ewiges Andenken von mir behalten wollten: o so seyen Sie versichert, daß dieser Beyfall mir angenehmer ist, als das Vergnügen seyn würde, Ihnen ein Geschenke von theurem und prächtigen Werth verehrt zu haben.

ben. Indeß bitte ich Sie (es ist die Bitte Ihres Freunds:) beunruhigen Sie Ihr Herz nicht mit vergeblichen Wünschen. Vergessen Sie das Vergangene, und fangen Sie wieder auf ein neues ein stilles, zufriednes, blühendes Leben an. Werden Sie wieder so, wie ich Sie aus den Händen der Natur empfieng, so gut, so munter, so fröhlich. Und wenn denn einmal die Zeit kömmt, einen Ihrem Verhältniße und Vermögen angemeßenen Stand anzutretten, und wenn ein guter, ehrlicher, fleissiger Mann Ihnen seine Hand bietet: so -- o! was kostet diese Erklärung meinem Herzen! Warum muß ich so unglücklich seyn, diejenige, an deren Herz mein Herze ewig zu liegen wünschte, freywillig gegen einen andern fremden Menschen abtretten zu müssen! — Und wenn Sie dann einmal von einer gesegneten Familie umrungen mit zufriednen und freudigen Blicken auf selbe herabsehen: so denken Sie auch an mich; denken Sie, daß Rosenberg vielleicht schon lange in der Erde ruhe, daß er die großen Drangsalen eines elenden, kummervollen Lebens gefühlt, und unter der Geisel eines strengen Schicksals oft geseufzet habe. Schenken Sie mir Ihr Andenken, Mariane! Ich werde wo ich hinkomme, auch

in der einsamsten, dürresten Wüstenen Ihnen ein Denkmal meiner ewigen Liebe hinterlassen. Ich will Ihren Namen in die Bäume schneiden, und in die Erde graben; will mich, wenn ich müde bin, unter des Baumes Schatten setzen, mich der vergangenen Zeit erinnern, alles deßen, was ich in Ihrer Gesellschaft freudiges und liebvolles genoß. Ich will als ein Pilgrim dieses Lebens, auf meiner Wanderschaft oft in die betretnen Pfade zurücksehen, und das Bild der Seligkeit und Liebe zurückruffen, damit es mich in meinem Elende trösten, und das Andenken genoßner Freuden die Bitterkeit gegenwärtiger Leiden versüßen möge.

Leben Sie glücklich in einer Welt, wo derjenige der Sie liebte, vergebens glücklich zu werden suchte. Ich wünsche Ihnen alle die Freuden des Lebens, die nur immer ein unschuldiges auch von äußerlichen Umständen beglücktes Herz genießen kann. Verachten Sie mein Andenken nicht, und nennen Sie das, wozu ich durch Umstände gezwungen wurde, kein Verbrechen. Ich bin sehr betrübt liebe Mariane! da ich nun aufhören soll, mit Ihnen noch mehr zu sprechen. Ich wünschte Sie nur einen einzigen Augenblick vor meiner Abreise noch zu sehen. Ach! es würde das leztemal seyn. Nie wieder

der wird Sie Ihr Freund sehen. Ihn werden vielleicht Meere von Ihnen trennen — Leben Sie ewig — ewig wohl — Mit Thränen unterschreibe ich diesen Brief.

Rosenberg.

Mariane an Rosenberg!

P. den 17. Aug. 17 —

Lieber theurer Freund!

Ich muß Sie in Kürze von dem traurigen Vorfall, von dem Tod meines Vaters, der vor vierzehen Tagen am Schlag starb; berichten. Ich glaube, daß diese Nachricht für Sie sehr wichtig seyn könnte; für mich wenigsten ist sie höchst wichtig. Ich hätte Sie davon schon eher berichten sollen; allein wie wäre es in diesem Falle möglich, wo ich über meinen Vater weinte, und den ganzen Tag nichts als Verwirrung und Unordnung im Hause sah. Die Agenten und Gerichtsleute, die die Verlassenschaft meines lieben Vaters obsignirten, machten noch die größte Unordnung im Hause. Ihr gewöhnlicher Amtsstolz, den sie sich bey solchen Ver-

Verrichtungen immer zu geben pflegen, ist nicht nur lächerlich, sondern in gewißen Fällen auch beleidigend. Ich bin nun völlige Besizerinn von allen sowohl beweglichen als unbeweglichen Gütern meines Vaters; ich besorge schon alle Hausgeschäfte, und schlage alle mögliche Anstalten vor, alles in beßter Ordnung zu erhalten. Auch dringt man von allen Seiten auf meine Heyrath, und ich könnte gar kein Ende finden, wenn ich Ihnen von allen Anträgen, die mir gemacht wurden, von allen Kupplerinnen, die meine Gesinnungen ausforschen, und von allen Männern die mir ihre Hand boten Nachricht geben müßte.

Mein einziger Wunsch ist jezt, Sie bald hier zu sehen. Ich habe zu dem Ende etwas Geld beygelegt, weil ich versichert wurde, daß Sie sehr hart und elend leben müßten. Nun! wem sollte dieß wohl zu Herzen gehen, wenn es mir nicht zu Herzen gieng! — Aber es wird beßer werden, lieber Rosenberg, es muß beßer werden, wenn Sie anders sich entschliesen können, ein Mädgen das Sie so zärtlich so aufrichtig liebt, zu beglücken. Und warum sollten Sie Sich nicht zu dem entschliesen, was Sie sich oft, und ich mir oft wünschte. O! ich zweifle an Ihrer Treue gar nicht. Rosenberg!

wir

wir werden beyde die glücklichsten Geschöpfe von Gottes Welt. Kommen Sie nur so bald als möglich; die Sache leidet keinen Aufschub. Ich will Ihnen meine Hand geben; und es mögen die reichen Bürgersöhne von hier sagen, was Sie wollen. Ich thu, was ich mir wünsche, um glücklich zu werden. O! wie freudig sehe ich der Stunde Ihrer Ankunft entgegen! Lassen Sie doch alles liegen und stehen; reisen Sie unverzüglich ab; nehmen sie sich geschwinde Pferde; versichern Sie den Schwager, daß er gewiß eine herrliche Belohnung zu erwarten hätte, wenn er so schnell, als es Pferd und Wagen gestatten, fahren würde. Morgen Abends können Sie hier seyn. Ich habe Ihnen das beste Zimmer im Hause hergerichtet, und ich gehe des Tags sehr oft hinein, um hier und da noch etwas in Ordnung zu richten. O! wären Sie doch schon hier! Ich freue mich des Glückes, mit Ihnen ewig verbunden zu werden, so sehr, daß ichs mit Worten nicht auszudrücken vermag. Wenn der Himmel doch alles Unglück, den man sonst auf der Reise unterworfen seyn kann, verhüten möchte! O! er wird's auch; ich habe ihn darum sehr eifrig gebeten. Er wird Sie hier glücklich ankommen

lassen, wo schon alles bereitet ist, Sie mit Freude und Liebe zu empfangen.

Soll ich Ihnen wohl auch sagen, wie ich die Zeit, die Sie von mir entfernt sind, zugebracht habe? -- Ach! Rosenberg! mit gramvoller Traurigkeit; mit Wehmuth und Sehnsucht Es gieng kein Tag hinweg, an dem ich nicht Ihrem Andenken stille Thränen weyhte. Ich trat an kein Plätzchen, wo Sie einst standen, ohne mich Ihrer zu erinnern, ohne darüber schwermüthig und melancholisch zu werden. Ich habe gerne einsame, traurige Gegenstände gesucht, um ihnen auf eine gewisse Art mein Gefühl des Kummers und Leidens beyzubringen. Ich habe manche Nacht schlaflos dahin gebracht, und mich von allem Geräusche entfernt gehalten um mich ungestöret der schwärmerischen Träumen meiner aufwachenden Phantasie überlassen zu können. Ich suchte stets die Einsamkeit, und vermied alle Gelegenheiten, froh zu werden, und alle Gesellschaften, wo gescherzt und gelacht wurde. Ich war oft eine ganze Woche, wie sprachlos, indeß in meinem Herzen nichts weniger, als Ruhe und Frieden war. Ich hatte keine Lust, in der Sonne zu wandeln; sondern ich suchte Schatten und Dunkelheit, wo ich ungesehen und ungestört die Sprache meines Her-

Herzens sprechen konnte. Ich war ein sehr betrübtes, krankes Mädchen, lieber Rosenberg! Aber jetzt ist es anders mit mir geworden; ganz anders. So unglücklich ich vor dem war so sehr bin ich nun wieder frisch, gesund und vergnügt. Meine Wünsche werden erfüllt. Alles füget sich nach Wunsch. -- O! wenn Sie doch schon hier wären! Wenn ich Sie in meinen Armen, an meinem Herzen, an meinem Mund hätte! --

Ich war gesinnt, selbst nach M-- zu reisen, allein meine gegenwärtige Umstände gestatten mir keine Entfernung von meinem Hause. So lange nicht alles in Ordnung gebracht wird; so lange wird auch die geringste Unachtsamkeit böse Folgen für mich haben.

Dieser Brief vertrette also indessen meine Person, und, der Himmel gebe es, daß er Sie bewegen möge, binnen einer Stunde Pferde satteln zu lassen.

Ich erwarte Sie mit der Ungeduld einer liebenden Braut, die ihrem Bräutigam schon von der Ferne entgegen sieht. O möchten auch Sie so sehnlich nach mir, als ich, nach Ihnen verlangen. Leben Sie indeß wohl, und eilen Sie

Ihre

Mariane zu beglücken.

* * *

Der Jammer, der auf die Nachricht, daß Rosenberg flüchtig die Stadt verlassen habe, in Marianens Seele kam, ist unbeschreiblich. Die Leidenschaften, Hofnung und Verzweiflung sind zu sehr entgegen gesetzt, als daß sie nicht eine gewisse Art von Wahnsinn in jungen Herzen erregen müßten. Sie hatte so viele Freuden nicht nur gehoft, sondern schon mit Zuversicht erwartet: als eine einzige Nachricht den ganzen Plan ihres Lebens zerstörte. So wirft ein Hauch, ein kleiner Stoß ein Gartenhäuschen um, und so zerstört man mit einem einzigen Schlag das Gebäude der fleissigen Ameisen, die lange Zeit gemeinschaftlich daran arbeiteten. Ach! daß uns doch alles an unsre Hinfälligkeit, an unsre Dauerlosigkeit erinnert! -- Daß es doch so wenig Freuden giebt, die nicht durch irgend einem gählingen Zufall bitter gemacht würden! Daß die gute, reine Liebe so vielen Zufällen unterworfen, und so vieler Leiden fähig seyn muß! --

In Mariane erwachten verschiedene Regungen. Schmerz betrogner Hofnung, und Mitleide

leiden wechselten ab. Sie beweinte den edlen Jüngling, daß er eben zur Zeit, als er im Begrif war, glücklich zu werden, so unglücklich war, sein Schicksal durch neue Unordnungen, und unüberlegte Schritte schlimmer zu machen. Sie empfand zugleich ihr eignes Elend, und war über den Schmerz, alle ihre Erwartungen betrogen zu finden, beynahe untröstbar. Sie schloß sich ganze Täge auf ihr Zimmer, und benetzte ihr Bett mit heißen Thränen. --

„So ist es denn beschlossen vor Gott, rief sie manchmal in feuerigen Stunden, in denen ihr schmerzhaftes Gefühl auf ein neues rege wurde: so ist es denn beschlossen vor Gott, daß wir nie wieder einander sehen werden nie wieder? Wer kann den Ausdruck dieser Worte so tief empfinden, als ich? -- Dein ganzes Leben dich nimmermehr zu sehen! Rosenberg! Rosenberg! Welch einen grausamen Entschluß hast du gefaßt dich und mich unglücklich zu machen! -- Wo wirst du jetzt seyn, armer Jüngling! In welchem Winkel der Erde wirst du unbekannt den Reiz deiner Jugend verwelken lassen. Vielleicht verfolgt dich die Reue, wie eine Furie, und schlägt in dein Gewissen blutige Wunden. Vielleicht bist du auch glücklich. O! ich wünsche dirs, Edler! ich wünsche dirs. Und ich

will noch den Himmel bitten, daß er dich mit Schutz und Seegen auf deiner Wanderschaft begleiten möge. Du verdienst, glücklich zu werden. Du warst ein guter, vernünftiger, edler Jüngling, und bist zu bedauren, daß dir zufällige Vorzüge fehlen, durch die du eher, als durch deine edle Geistesgaben, dein Glück in der Welt machen würdest. Aber ich! ich habe verlohren, was mir nichts auf der Welt ersetzen kann. Meinen Rosenberg find ich nie wieder. Er ist unwiederbringlich für mich dahin. --

Diese Lage war für sie die schmerzhafteste. Sie dachte keinen andern Gedanken mehr, als die Seinige ewig zu werden; und nun waren alle ihre Hofnungen, alle ihre Wünsche einem süssen Traume ähnlich, der, so bald man erwacht, verschwindet, und keine andere Spur seines Daseyns zurückläßt, als daß man sich seiner noch erinnern kann. Ach! daß unsre Freuden fast immer das Schicksal der Träume haben! Kaum will man sie genießen: so sind sie verschwunden.

Theils Hofnungslosigkeit, und theils Nothwendigkeit, ihr Hauswesen in einen guten Gang zu bringen, zwang endlich Mariane zu einer Heyrath. Sie gab einem Bürgerssohn, der

theils in der Schenke, theils in den Stallungen erzogen wurde, ihre Hand. Lange konnte sie ihres Lebens nicht mehr froh werden. Endlich heilten Zeit und Umstände ihre Wunden, und sie wurde eine gute Mutter, und eine gute Hauswirthinn.

Ich will nun auch mein Versprechen halten, und einige Aufsätze, die unter den Papieren lagen, liefern. Die Leser, die wenig Lust haben, ernsthafte Betrachtungen über wichtige Gegenstände zu machen, belieben, entweder etliche Bögen zu überschlagen, oder sich indeß den Rosenberg auf seinen Reisen zu denken, und sich die wunderlichen Vorfälle, die einem Avanturier begegnen können, eine kleine Weile vorzustellen.

Das erste Stück, das mir in die Augen fiel, und meine ganze Aufmerksamkeit erregte, waren Betrachtungen über das Elend im gesellschaftlichen Stande des Menschen. Ob diese Abhandlung gleich nicht ausgeführt ist und die Begriffe sehr unordentlich auf einander folgen: so ist sie doch wegen des seltsamen Sinns, der in seinen Worten liegt, und der freyen Denkungsart merkwürdig.

* * *

Ich gehe, so schreibt Rosenberg an seinen Freund, diese herrliche Frühlingstäge nie ins Freye, sehe nie zum reinen, aufgeheiterten Himmel empor, ohne von dem schweren Gedanken: Ach! wie viele Menschen sind jetzt unglücklich! gedrückt zu werden.

O! mein Freund! der Blick in das Leben so vieler tausend Menschen ist ein trauriger Blick. Wir sehen so vieles Elend, so vielen Jammer: es fließen so viele Thränen, und erheben sich so viele Seufzer, daß der Mensch, der es sieht und hört, wie viel ein Mensch leiden müsse, ein grausamer, harter und böser Mensch seyn muß, wenn ihn so ein Anblick nicht rührt —

Um glückliche noch glücklicher zu machen, schrieb man; und verschwendete man so vieles, und um dem Unglücklichen sein Elend zu mildern, um ihn zu trösten, schrieb man, und that man so wenig.

Der Mensch verdient doch, menschlich behandelt zu werden, verdient, glücklich zu seyn. Er ist das herrlichste Geschöpf. Sein Geist denkt, erfindet, fühlt; ist höherer Glückseligkeit fähig, als alle übrige Geschöpfe. Aber wie erstaune ich vor dem Gedanken!

Der

Der Mensch ist auch das unglücklichste Geschöpf! --

Was mag wohl die Quelle von allen dem menschlichen Elende seyn? Ist es die Natur des Menschen, oder der Mensch selbst, der sich unglücklich macht? Ist es die Gesellschaft, in der er lebt. Oder war er, ehe er Gesellschaft und Staat suchte, glücklicher. Brachte etwa Menschenrang, Reichthum, Weichlichkeit, Verschwendung, diese Unordnungen, dieses Elend ins Leben so vieler tausend Menschen?

Ach! Freund! beantworte mir diese Fragen. Forsche der Quelle nach, aus welcher so viel Jammer fließt. Entdecke Trost für leidende, für hülflose, unglückliche verachtete Menschen. Ich werde, wenn du das kannst, dich als einen Mann ehren, der seinen Bruder rettete, der in das Herz des hülflosen Trost goß, und das wichtigste, erhabenste und göttlichste Geschäft verrichtete.

Ich bin noch sehr jung, habe noch wenig erfahren; aber das, was ich unter Menschen erfuhr, fiel zu schwer auf mein Herz, als daß ichs verschweigen sollte. Wenn auch meine Worte seltsam seyn werden, und wenn man auch hie und da nicht allerdings die beste Meynung von der Gesundheit meiner Gesinnungen haben

mag: so ist es doch mein Trost, etwas für das Wohl bedrückter, unglücklicher Menschen gesagt zu haben.

Ich betrachte hier nur Armuth, Skaverey, und einige Gattungen von Krankheiten, weil letztere sehr oft vom Zufall abhangen. Armuth und Sklaverey sind unabsehbare Gefilde vom menschlichen Elende. Der Dürftige und der Sklav sind die Bedaurenswürdigsten Geschöpfe, weil ihnen geholfen werden könnte, und nicht geholfen wird.

Unter dem Worte Sklav verstehe ich diejenigen, die sich, um nicht Hungers zu sterben, verdingen; die vom Adel und Reichthum verachtet, und despotisirt werden; die die Freyheit ihrer Vernunft und ihres Willens um ein bischen Gunst aufopfern; die wider ihre Natur und wider ihren Willen gezwungen sind, sich vor andern Menschen zu beugen, über sich mit gebieterischem Stolze herrschen zu lassen, sich mit saurer Mühe und Abschwächung aller Kräfte ein Vermögen zu sammeln, um es dem, der nichts arbeitet, für nichts sorgt, auszuliefern; ein Sklav ist der, welcher über Vorurtheile sich ängstiget, seine Ruhe darüber verliert: der ein Schurk seyn muß, um einem andern Ansehen, Reichthum und Macht zu verschaffen; der hülflose Fami-

lien

lien vor seinen Augen Hunger sterben läßt, um für sich einen Vortheil zu erhaschen. Ich werde diese Gattung niederträchtiger Sklaven nicht berühren, weil sie sich in der Erschlaffung ihrer Menschlichkeit glücklich fühlen. Sie sind die bösesten Menschen; verdienen den Fluch, der über sie von verunglückten, hülflosen Familien gesprochen wird. Weh der Menschheit, wenn es keinen Richter gäbe, der über diese Handlungen richtete! --

Ich will von jenem edlern Theil der Sklaven reden, die nicht aus eignem Verschulden, sondern aus Zwang, oder aus Verzweiflung ins Joch sich beugen. Denn wie viele edle Menschen giebt es, die so verlassen, so dürftig, so hofnungslos sind, daß sie, um nicht vor Hunger zu sterben, einem bösen, niederträchtigen Mann dienen müssen! -- Wie hart und schwer ist so ein Joch! Wie viele Thränen und Seufzer preßts dem Unglücklichen aus! Sein Brod, mit dem er sich sein Leben erhält, und auf dem oft Vorwürfe seines Gebieters liegen, verzehrt er mit Unruhe. Ihm begegnet die niedrigste Magd mit der empfindlichsten Verachtung. Er bedienet die Hunde seines Gebieters, und seiner achtet nicht, ein Mensch auf der Erden. Glaub mir, mein Freund! dieses

Skla-

Sklavenjoch ist für einen edlen, gesitteten und brauchbaren Mann das drückendste und härteste Joch. Man sollt es nicht glauben, daß es solche Sklaven giebt. Aber es ist doch gewiß. Freund! es giebt solche Unglückliche.

Unter Armuth verstehe ich Brodsorge; Hofnungslosigkeit, je zu einem nur geringen Vermögen zu kommen, Hilflosigkeit; Witt- wen- und Waisenschmerz. Und Krankheit heißt in meinen Augen das Unvermögen arbeiten zu können, Weichlichkeit, Gebrechlichkeit, Alter.

Ich will ehe ich diese Gegenstände behandle, auf ihre erste Quelle zurück gehen, und zeigen, daß 1) Erziehung, und 2) Menschen-Rang das meiste Elend verursachen.

Erziehung.

Es ist wie mich deucht höchst wichtig, daß man der Jugend keine falschen Begriffe vom Glück und Unglück beybringe. So viel ich erfahren habe; so fand ich noch wenige, die die wahren Begriffe davon gehabt hätten. Ich glaube das Glück des Menschen bestehe in seinem innern Werth, den wir uns selbst geben müssen. Es hangt blos von uns ab, gut zu seyn. Denn

sind

sind wir nur wie Maschinen aus Gewohnheit, oder mit Beyhilfe anderer gut: so hören wir auf gut zu seyn. Der Mensch ist warlich keine Maschine. Es lebt und bewegt sich etwas in ihm, das den Werth der Dinge kennt, unterscheidet und schäzt. Aber wie viele Menschen schäzen nicht alle Dinge nach dem äusern Werth.

Das Glück und der wahre Werth vom Glück bleibt in allen Jahrhunderten, bey allen Völkern, in allen Gegenden, der nämliche. Er ist unveränderlich wie die Natur, die ihn bestimmt. Das wahre Glück kann der Fürst in keinem grösern Maaße geniesen, als der Bettler. Oder soll die Natur, die aus gleichem Saame Könige und Bettler schaft, neidisch ihr Glück unter beyde vertheilen? — Könige haben Macht, Ansehen, Reichthum; sie werden angebetet; auf den Händen umhergetragen, von tausend Sklaven bedienet; sie winken, und ihre Befehle sind erfüllt; man beugt die Knie vor ihnen, bewundert, beschaut und bejauchzet sie — Und der Bettler hat nichts. Er geht verachtet von einer Thür zur andern; wird verstossen; schläft bey Hunden unter Regen und Wind auf der kalten Erde, geht mühsame Pfade durch wüste Gegenden, schleppt vielleicht noch ein unglückliches armes Weib und

arme

arme Kinder mit sich, sieht und hört ihre Thränen und ihre Seufzer, und kann ihnen nicht helfen —

Welch ein Abstand! König, Bettler! Natur! ist es möglich. Ist das dein Werk? — Konntest du aus deinem Schoose, aus dem nämlichen Saamen so ungleiche Geschöpfe hervorbringen? --

Die Natur in meinem Herzen antwortet mir leise: der Bettler kann so glücklich als der Fürst seyn --

Diese Stimme der Jugend beyzubringen, oder dasjenige, was diesen Naturruf bethöret, zu entfernen, darinn deucht mich besteht die ganze Kunst der Erziehung.

Ich würde wenn ich erziehen müste, das Kind anfangs von allen Menschen entfernen, um in ihm nicht den schädlichen Begrif vom Unterschied der Menschen, oder dem Menschenrang zu erwecken. Ich würde selbiges nach und nach dahin führen, daß es von der Nothwendigkeit sich selbst zu erhalten, durch Fleiß und Mühe seine Nahrung zu suchen überzeugt würde. Ich hätte keine andere Speise, als die die Natur hervorbringet. Alle Dinge welche Wollust und Bequemlichkeit erfand, würde ich entfernen. Ich würde es das Leben so hart als mög-

möglich empfinden lassen. Leute die abgehärtet sind, können selten unglücklich seyn. Armuth schmerzt sie nicht; denn sie haben keinen Begrif von Reichthum, oder sie sehen ihn als eine Last an, die nicht glücklich macht. Ich würde selbiges auch nie reich werden lassen; denn wie leicht geschieht es, daß man auch bey Reichthümern verarme. Und wie schmerzlich und wie tief ist so ein Fall. Man empfindet wenn man einmal reich war, die Armuth nur um so mehr. Man ist gewohnt bequem und gebietrisch zu leben, und in der Armuth hört alle Bequemlichkeit und aller gebieterische Stolz auf. Man wird wenn man nicht gewohnt ist arm zu leben, ein Sklav, ein Heuchler, oder ein Schurk. Kurz! hier ist eine Quelle von tausend Uebeln.

Dieser Erziehungsplan ist aber so unmöglich: als es unmöglich ist, daß jemals das Elend, welches aus dieser Quelle entspringt aufhören werde.

Das Kind wird in dem Hause seines Vaters erzogen. Ist dieser ein reicher mächtiger Mann: so wird das Kind mit aller Weichlichkeit erzogen. Jede rauhe Luft schadet. Es wird in Pflaume gewickelt, zum Schlaf gewieget, von vielen Händen bedienet, in Seide gekleidet, gelobt, bewundert, beschönet. Kommt

es

es zu Jahren, und sieht es so viele beschäftigte Hände, Schmeichler, Clienten: so erwacht in ihm der Begrif von Macht Ansehen und Herrschaft. Es lernet nie gehorchen, und selbst der Gehorsam gegen Eltern ist mit dem Gedanken verbunden. einst werde ich Herr seyn. --

Wenn denn einst eine Zeit käme, welches wohl möglich wäre, da es nur Zufall ist, daß man Reichthum, Macht und Ansehen besize; wenn denn einst eine Zeit käme, wo Macht, Reichthum und Ansehen aufhören würden; wie würde sich ein Mann, der die Armuth nicht kennt, der nicht weis, was Abhärtung und Sklaverey sey, der niemal empfand, daß Ruhe und Genügsamkeit das einzige Glück des Menschen sey; wie würde sich dieser Mann betragen! Wie elend wäre sein Zustand! Er wird, wenn ihm von seinem großen Reichthume nur noch ein geringes Vermögen übrig bleibt, das Geringe bald verschwenden; denn er ist nicht gewohnt, mäßig zu leben; und was ein mässiger und dürftiger Mann in zwey oder drey Jahren verzehrt, das ist bey diesem der Aufwand eines einzigen Tages. Wenn er noch Credit hat: so steckt er sich in Schulden, woraus er sich nicht mehr zu heben vermag, und worüber dann ein ganzes Jahrhundert seine

Nach-

Nachkommen seufzen. Er verliert sein Ansehen; wird das Mährchen der Stadt; muß, um nicht öffentlich beschimpft zu werden, vor seinen Gläubigern sich beugen; sein Wort gilt nichts mehr; sein Name wird ausgepfiffen; sein Weib und seine Kinder verachtet. Es entstehet Hauszwist, Ehekränkung, Kinderelend; Kurz! hier ist wieder eine Quelle von unzählichen Uebeln.

Was würde aber die Folge seyn, wenn Reichthum, und die Arten der Wollust und Weichlichkeit, die daraus entstehen, aufhören würden? —

Mein Freund! ich weis es, daß sich in diesem Falle viele tausend Gewerbe im Staat schliessen würden. Alles, was sich durch Handarbeit an Wollust und Bequemlichkeit der Handwerksmann verdienet, würde sich aufheben; viele Künste würden ihren Werth verlieren; und die Zahl der Arbeit- und Brodlosen würde sich mehren. Geschäftigkeit würde aufhören; Kurz der Handel der Menschen würde eine Zeit lang ins Stecken gerathen.

Es ist freylich schlimm, daß Wollust und Bequemlichkeit schon zur Ordnung des Staats gehört; es ist traurig, daß Tugend und Laster so eng aneinander gekettet sind; daß es einem

volkreichen Staat unmöglich ist, zur alten Einfalt, und natürlichen Güte zurück zu kehren, ohne das Gewerbe vieler tausend Menschen zu schließen.

O ihr Menschen! warum tratet ihr in Gesellschaft? Warum errichtetet ihr Staaten, um in euren eignen Mauren Hungers zu sterben? Ihr geselltet euch anfangs in Rotten, um sicher zu seyn; wähltet euch ein Haupt, um auf dessen Winke zu Gebote zu stehen. Ach! ihr dachtet nicht, daß eure Freyheit so bald dahin seyn würde. Ihr wurdet Sclaven, und das Joch ist schon zu veraltet auf eurem Rücken, als daß ihr es noch schwer fühlen könntet. Ihr habt eure Begriffe von Freyheit verloren, und seyd schon gewohnt, auf der Stüze des Eigennuzes, des Wuchers einherzuschleichen. Ihr habt so gar in euer Leben ein Gift gebracht, das euch vor der Naturbestimmung aussaugt. Die Tage eures Lebens sind gegen die Tage eurer alten Ahnen nur Augenblicke. Ihr seyd Greisen, wo unsre Vätter Jünglinge waren. Nicht die Erde; die Weichlichkeit, und die Gesellschaft hat euch mit Seuchen angesteckt, und euer Leben verdorben.

Diese Gedanken, mein lieber Freund! drängen sich so in meiner Seele umher, daß

ich

ich sie nicht in Ordnung bringen kann. Sie begleiten mich auch allemal mit so vielem Kummer und Angst, daß ich froh bin, wenn ich ihrer los werde. Es ist wirklich traurig, daß der Mensch so tief fiel. Er kann sich nicht mehr empor heben, ohne den Staat zu verwirren. Es ist alles so gekettet, daß, wenn man ein Glied, auch das Böseste und Lasterhafteste, ausheben würde, die ganze Ordnung zusammen fiel.

Die Kunst verstehen, einen zu erheben, den andern zu stürzen; vor jedermanns Augen Gunst und Gnad zu versprechen; und wenn sich der Client entfernet, ihn zu vergessen, oder zu beschimpfen; Laster zu beschönigen, und Tugend zu schwärzen; sich bey dem Lasterhaften so gut, als bey dem Rechtschafnen einzuschmeicheln, heißt beynahe schon Weisheit. Wenigstens heißt es Staatsklugheit.

Um in einem Staat nicht zu verarmen, muß man das Volk auf die schändlichste und gefährlichste Art unterhalten; muß man das Volk auf die grausamste Art wider Recht und Billigkeit preßen; muß man es zu Stellen hinführen, um wann es selbige übertritt, Geld fordern zu können.

Ich erstaune über die Art, auf welche mancher Mann sich Reichthum sammelt. Es ist die gewissenloseste Bosheit, mit welcher sich mancher Müßiggänger für seinen Müßiggang bezahlen läßt. Ueberhaupt habe ich erfahren, daß man in einem Staat mehr den Müßiggang, als die Arbeitsamkeit belohne. Ein Mann, der weiter nichts thut, als seinen gnädigen Namen unterschreibet, wird dafür mit einer Summe bezahlt, die einem Holzhacker, der des Tages mehr, als tausend Streiche in das harte Holz schlägt, zum lebenslänglichen Unterhalt dienen würde. O Verdienst! Verdienst!

Ich sehe nunmehr, daß ich mich sehr weit von meinem Vorhaben entfernte. Ich wollte zeigen, daß die Erziehung an vielen Unordnungen im menschlichen Leben Schuld sey, und verirrte mich in Klagen über das gesellschaftliche Leben der Menschen. Du wirst mirs verzeihen, Freund meiner Jugend! Ich bin noch sehr ungeübt; meine Ideen liegen noch sehr verwirrt im Kopf. Ich wollte ja auch nicht für die Welt, ich wollte nur an dich schreiben.

Es ist, glaube ich, klar, daß man nach meinen Begriffen vom Staat die Jugend ganz anders erziehen müsse, als man sie gegenwär-

tig erziehet. Es ist die Frage, wie soll man erziehen? Allein diese Frage zu beantworten, dazu würde ein eignes Buch erfordert: Indeß glaube ich, man müsse selbige mit Strenge und Arbeitsamkeit erziehen. Strenge wird sie härten, und Arbeitsamkeit brauchbar machen. Beyde betreffen so wohl den Geist, als den Körper. Ist der Körper einmal abgehärtet, so wird der Geist gewiß nicht in Weichlichkeit zerfließen, und arbeitet der Körper, so hat der Geist keine Gelegenheit, auf Abwege zu gerathen. Körper und Geist sind zu nahe verwandt, als daß sie sich verlieren sollten.

Vorzüglich aber sollte man sich bemühen, nach und nach die Jugend dahin zu bringen, daß es den wahren Werth des Lebens und des Glücks selbst erkenne. Man hüte sich, Wünsche nach Größe und Reichthum in ihr zu erwecken. Sie haben keinen Werth; sind Geschenke des Zufalls, und machen den Menschen nicht glücklich. Die eigne Größe, nach der jeder Mensch streben soll, findet er in sich selbst, nicht im Zufall. Man suche, sie zu überzeugen, daß es das Beßte sey, sich selbst alles zu seyn. Wer arbeiten kann, bedarf nicht, eines Andern Sclav zu seyn. Unabhängigkeit ist ein großes Geschenk des Himmels. Der Unab-

hängige, der seinen eignen Werth kennt, ist gewiß nicht lasterhaft. Der Unabhängige braucht keine Geseze; er findet sie in seinem eignen Herzen, und der Ruf und der Drang dieses Herzens ist mächtiger, als Galgen und Rad. Wer die Gesetze hält, um der Straffe zu entgehen, ist ein niederträchtiger Sklav. Man lehre demnach den Menschen sehr wenige Gesetze; lehre sie ihm so, daß er selbst in deren Beobachtung sein Wohl, und in deren Uebertrettung seinen Schaden erkenne. Die beßten Gesetze sind dem Menschen schon ins Herz geschrieben. Die größte Menge aber erfand der Mensch selbst. Die Gesetze der Natur sind sehr wenig, einfach, faßlich, für alle Menschen brauchbar und nothwendig. Diese Gesetze leiden allein keinen Widerspruch. Den Uebrigen kann man allemal ein Gegengesez machen. Und worüber erhebt sich denn der Streit der Menschen mehr als über ihre eigne Geseze?

Ich erinnere mich, in der Weltgeschichte gefunden zu haben, daß jenes Volk, welches die wenigsten und einfachsten Gesetze hatte, auch das glücklichste Volk war, das sich am längsten in seiner Dauer und seinem Wohl erhielt. Wo viele Gesetze sind, da müssen viele Unordnungen vorhanden seyn, welche die Gesetze

ver-

veranlassen. Selbstliebe und Nächstenliebe schließt alles in sich, was man darüber zu denken vermag. Ich bin keineswegs im Stande, über die alten Gesetzgeber zu urtheilen; indeß sehe ich sie als große Männer an, die die Krankheit ihrer Staaten kannten, und den Heilungsmitteln nachforschten. Auch bin ich weit entfernt, die Gesetze, die die Menschen erfanden, zu verachten. Der Mensch, als ein einzelnes Glied betrachtet, braucht nicht Menschengesetze. Tritt er aber in Gesellschaft: so fangen sich auch neue Verbindungen und neue Gesetze an.

Ich bin daher der Meynung, daß man vorzüglich die Jugend die Geschichte der Welt und der Menschen lehre. Diese Geschichte ist ein großes Gesetzbuch, worinn man den Gang von allen Jahrhunderten erblickt. Man kann die Veränderungen, die sich seit 5. tausend Jahren zutrugen, nicht lesen, ohne Weisheit zu lernen. Hier ist Abnahm, und Aufnahm, Sturz und Erhöhung, Schwäche und Stärke, Weisheit und Dummheit, Tugend und Laster in stärksten Lichte dargestellt. Die Geschichte ist die Probe des Wahren, und die Widerlegung des Falschen. Die Vergangenheit ist der Grund der Gegenwart und der Zukunft. So wie ein Augenblick dem andern, wie ein

Jahrhundert dem andern folgt: so reyhet sich auch eine Begebenheit der andern an; und wie die Zeit durch Augenblicke ein unauflösbares Ganzes wird: so wird auch die Geschichte durch die Reyhe ihrer Begebenheiten am Ende ein unbeweglicher, ruhender Punkt. Die Geschichte ist auch nichts anders, als das Tagbüch der Menschen die vor uns lebten. Dieses Buch zu studieren, sollte das einzige Geschäft derjenigen seyn, die Menschen erziehen, und belehren wollen. Die stumme Lehre der Todten ist die eindringlichste, und rührendste Lehre für Lebende. Ich trette nie in ein altes Gebäude, ohne mich an die Vorwelt zu erinnern. Und ich stelle mir jenen Kopf sehr seicht vor, der nicht im Stande ist, etliche Jahrhunderte in der Geschichte zurück zu denken.

Aber wie soll man die Geschichte studieren? Ich glaube, daß ein Mann, der die Geschichte lehren soll, einer der größten Männer seyn müsse. Nur die Facta zu wissen, und die Zeitordnung bestimmen zu können, ist die unwichtigste, und unnöthigste Kenntniß. Ein großer Umriß, ein geschärfter, alles mit einemmale übersehender Blick, ein Geist, der den Grund und die Folgen der Handlungen bestimmt, der die Begebenheiten zu ordnen weis,

wird

wird erfordert, um ein guter Geschichtsmann zu seyn. Man kann die Geschichte verstehen, ohne den Namen derjenigen, die in selber vorkommen, oder den eigentlichen Tag, an dem sich eine Begebenheit ereignete, genau bestimmen zu können. Das Bemühen, das nehmliche Factum aus hundert Geschichtschreibern zu sammeln, über eine Kleinigkeit zu lärmen, die Freude, viele unbekannte Namen im Gedächtniße zu haben, deucht mich sehr lächerlich. Solche Leute wissen ganze Tage in einem Athem fort zu erzählen. Ihre Erzählungen, ihre Entdeckungen, ihre Beobachtungen sind kindisch und lächerlich. Wer sie nicht weis, der hat nichts verloren. Denn sie machen im geringsten die Geschichte nicht wichtig. Indeß stehen sie doch bey jedermann in Ansehen. Es ist nun einmal so. Je mehr man Worte weis, desto gelehrter scheint man. Der wahre Gelehrte spricht wenig, und wird in Gesellschaften als ein Dummkopf belacht.

Ein solcher Erziehungsplan ist freylich bald gemacht; aber wer wird ihn wohl ausführen? Ich zweifle an dessen Möglichkeit eben so sehr, als ich an dem Wohl, welches daraus unter dem Menschen entstehen würde, zweifle. Reichthum und Macht wird ewig der Wunsch der

Menschen seyn. Man wird nie vom wahren Werth des Glücks einen Begrif bekommen. Der Gang der Menschen wird immer der nämliche bleiben. Sie werden die Schritte, die sie jezt auf den Wegen des allgemeinen Verderbnisses machen, nie wieder zurück tretten. Es ist gewiß sehr schlimm mein Freund! die Würde der Menschheit scheint unwiderbringlich verloren zu seyn. Armuth beschimpft, und Reichthum ehrt in diesen Zeiten den Menschen.

Menschenrang.

Macht auf der einen und Unterdrückung und Verachtung auf der andern Seite macht in einem Staat einen wunderlichen Abstand. Täglich und stündlich kann man sich von dieser Erscheinung überzeugen. Herr und Sklav sind die einzigen Begrife, die man in einem Staat zu kennen scheint; Reichthum und Armuth das einzige Verdienst, nach welchem man einen Menschen ehrt, oder verachtet. Macht und Reichthum sonderte die Menschen. Man stieg, fiel, je nachdem man stark oder schwach war.

Ich glaube daß die Natur jedem Menschen einen Vorzug gab. Dieser Vorzug läßt sich aber nicht mit der Hand ergreifen. Er ist in un-

unserm Herzen ungesehen, und wo er wirkt, da entsteht Gröse und Adel des Geists. Dieser Vorzug wohnt in dem Herzen des Dürftigen eben so gut, als in dem des Reichen. Macht und Schwäche hat gleichen Antheil an selbigen. Dieser Vorzug läßt sich durch keine Krone ererben, durch keinen Reichthum erkaufen, durch keinen Machtspruch sich eigen machen. Er ist die Seele aller Menschen.

O Freund wie erhöhend ist dieser Gedanke! wie beruhigend, — Ein Mann der seinen eignen Werth und Vorzug kennt und fühlt, sezt sich über allen Rang und über alle Urtheile der Menschen hinaus. Es erwacht in ihm der edle Stolz, das was nicht ursprünglich wahrer Vorzug ist zu verachten. Er findet Macht und Reichthum und die Handlungen des Eigennuzes, des Wuchers, gegen sich klein. Er geht über den Trümmern der verfallenen Menschheit einher, und schüttelt den Staub, der aus den Trümmern empor sich wölket, ruhig hinweg. Er ist ein einziges sich selbst genügsames Wesen. Er beugt sich vor Niemand: trägt kein falsch in seinem Herzen, und geht gerade an den Mann. Was er spricht das widerruft er nicht mehr. Sein Eigensinn ist Ueberzeugung, daß seine Rede und seine That gut sey. Wie hoch

ist

ist die Würde so eines Mannes! und wie selten ist sie! --

Wenn die Menschen ihren eignen Werth kennten, wenn sie nach ihren eignen Vorzug strebten, wie glücklich würden sie seyn! Tausend Uebel würden weichen; Niederträchtigkeit und Sklaverey würde aufhören, der Dürftige würde das Joch der Armuth leicht finden; der Mächtige sein Ansehen verlieren, der Reiche würde seines Reichthums wegen nicht geehrt; und der eitlen Wünsche würden weniger seyn.

Denn was verdiente wohl auf dieser Erde die Wünsche des Edlen? die Ehrenämter sind durch die Hände unwürdiger Betrüger und Bösewichter so mit Schande beklebet, daß sie der rechtschafne Mann nicht mehr berühren kann, ohne sich zu verunreinigen. In dem ganzen Körper der Gesellschaft schleicht schon ein verborgnes Gift, und der gesunde Mann muß sich entfernen, um von selben nicht angesteckt zu werden. Die Thätigkeit der ganzen Maschine läuft immer auf Eigennuz, Wucher und Bequemlichkeit hinaus. Der Handwerker strengt seinen Arm an, um Geld zu haschen und einst bequem leben zu können; und mancher Mensch giebt sich mit Dingen ab die keinen Verstand fordern, um nur belohnt zu werden. Auch ist

es

es schon so weit gekommen, daß man, um sein Glück zu machen und seinen Unterhalt in der Welt zu finden, nur geschickte Finger haben darf. Was Verstand und Herz fordert, das wird nicht geachtet. Ein Rechnungs- und Schreibmeister verdient sich mehr als ein Mann der den Geist eines Menschen bildet. Man kann es kaum glauben, daß Figur, Geschicklichkeit der Hände und Füße mehr Achtung und Bewunderung unter den Menschen erregen, als die Vorzüge des Geistes, und es ist dermalen besser ein Seiltänzer, als ein Schriftsteller zu seyn. Tausend Menschen thun nicht mehr, als was ein unvernünftiges Thier, wenn es die nämliche Geschicklichkeit des Körpers von der Natur erhalten hätte, die der Mensch erhielt, thun würde. Welche Vorzüge haben denn solche Menschen vor dem Viehe? -- Keine andere, als zufällige! -- Es ist nur Zufall daß sie Menschen sind. Sie leben wie Maschinen; ihr Geist schlummert ihr ganzes Leben; das, was sie wissen, lehrte sie Erfahrung und Gewohnheit. Ihr Gang bleibt immer der nämliche. Sie werden gebohren, leben und sterben, und es ist immer eben dasselbe. Solche Menschen werden nie vermisset.

Man

Man kann aus dem, was der Mensch schäzt, auf seine Güte oder Verdorbenheit schließen. Wie man an den Puppen, mit denen das Kind spielt, die Begriffe desselben erkennt: so erkennt man auch an dem, was das meiste Geschäft erwachsner Menschen ist, ihren Charakter, ihre Sitten. Sind die Geschäfte geistlos, unwichtig, verfallen sie auf Kleinigkeiten; was wird man sich da vom Geist versprechen können? -- Sind diese Geschäfte mit niedrigen, eigennüzigen, wucherischen, verfolgenden Absichten verbunden; ist Habsucht der Punkt, wohin alles Bestreben zielt, Herrschsucht der Trieb, der die Maschine beweget, Wollust der Wunsch, der das Herz führt: was lässet sich da erwarten? Wird nicht alles in Unordnung gerathen? Entstehet nicht hier tausendfaches Elend, Unterdrückung, Verfolgung, Sklaverey, Stolz? Eigennuz und Wucher preßt; Verfolgung unterdrückt; Habsucht raubt; Herrschsucht stürzt; und Wollust kränkt. Welche Unordnungen! welche tiefe, ewig fliessende Quelle vom Elend!

Ich habe mir vorgenommen, über das, was Menschenrang heisset, einige Betrachtungen anzustellen. Du wirst meine Begriffe über diesen Punkt sehr seltsam finden: aber was kannst

du

du von mir, der ich keinen andern Vorzug, als den des Geistes kenne, anders erwarten?

Der Vorzug, und der Rang, den die Menschen hier beobachten, ist die Gabe des Zufalls. An Geburt ein König, oder ein Bettler zu seyn, ist immer eines. Wir sind uns in der Geburt alle gleich. Der königliche Prinz, der unter lärmenden Jauchzen, und geräuschvollen Glückwünschen gemietheter Schmeichler auf die Erde kömmt, wird nicht anders gebohren, als das Bettelkind, welches in einer baufälligen Hütte, oder unter freyem Himmel auf Stroh oder Mooß sein erstes Lager findet. Auch werden beyde auf eben dieselbe Weise erzeuget, und der König fühlt sich in dem Augenblick der Erzeugung nicht glücklicher, als der Bettler. Diese Wollust ist allen Menschen im gleichem Maasse zugemessen. Es kömmt nur darauf an, wie der Stand der Menschen nach ihrer Geburt betrachtet und gebildet wird. Der Prinz zum Thron gebohren, wird freylich anders erzogen, als ein Kind, das zum Bettelstab kriecht. Und hierinn sind wir zu bedauren. Warum sollte das Bettelkind mit weniger Sorgfalt erzogen werden, als ein Prinz? Worinn steckt wohl der Vorzug? Ist nicht hier die Klippe, an der manche gute Kopf zerspaltet? Warum,

erreichen so viele Menschen ihren Posten nicht den sie ihren Fähigkeiten gemäß, vertheidigen könnten? Warum muß ein Mann der schwere Lasten zu heben im Stande ist, brodlos darben? Warum muß mancher, der nichts, als seinen Fleiß, als seine Wunden fürs Vaterland aufweisen kann, 40 bis 50 Jahre oft dringen, bis er endlich in ein kleines Aemtgen eindringt?

Mir vergehen die Augen, wenn ich dieß sehe, und vor meinen Ohren verstummt jedes andere Geräusch, wenn ich die Klagen so manches tauglichen und rechtschafnen Mannes höre. Man braucht nur Adel und Geld, um sich Macht und Ansehen zu verschaffen.

O du Spielwerk der Menschen! wie viele Unordnungen bringst du in die Welt? Du bist nur der blinde Wurf des Zufalls, und hangt doch von dir das Glück und Unglück vieler tausend Sterblichen ab! Du erwarbest dir unter den Menschen eine höhere Achtung, als wahre Vorzüge, die du uns nicht geben und nicht rauben kannst! Du erbautest dir in dem Herzen der Menschen ein Denkmal, das keine menschliche Größe mehr zu vernichten vermag! Dein Ausspruch ist geltend: dein Wort empfehlend! Du bestimmst jetzt den Werth der Menschheit, und wahrer Adel, und wahre Größe hat sich un-

unter uns verlohren! Er verkroch sich in einsame Winkel, wo er abgesondert von den Menschen, die seiner nicht achteten, seiner spotteten, ihn hungern liessen, ihn verfolgten, sich selbst das ist, was ihm eine Welt voll Menschen nicht seyn konnte. Wie tief ist die Menschheit herabgewürdiget, da sie mit ihren Vorzügen nicht unter die Menschen tretten darf, ohne zertretten zu werden!

Ich habe in diesen Gedanken schon viel von der Ruhe meiner Jugend verlohren. Ich denke mir die Tage meiner Zukunft sehr hart. Ich werde nicht, ohne gekränkt zu werden, meine Laufbahn vollenden. Es sind die Wege zur wahren Ehre so rauh; sie sind so verschlossen; es kostet so viel Kampf, bis es uns endlich gelinget, durchzudringen. Und dann sind wir gemeiniglich am Ende, und werden, wenn wir auch die besten und wohlthätigsten Menschen gewesen wären, vergessen.

Doch Freund! wir werden unsre Thränen, die uns in den bittern Stunden der Prüfung entflossen, gegenseitig sammeln. Sollten wir so glücklich seyn, daß unsre Thränen das Gebiet der Menschheit erweichten, und sollten da, wo Wüsteneyen lagen, Lustgefilde aufblühen; o! so wollen wir, wenn uns auch Welttheile trennen,

auf den Flügeln der Winde seegnende Freude uns mittheilen.

Es fragt sich, ist in einer Gesellschaft Menschen-Rang nothwendig? würde nicht alle Ordnung, aller Gehorsam aufhören? — Das Maaß des Verdienstes, das sich jeder Mensch selbst mißt, entscheide diese Frage. Das Verdienst, nicht das Erbe, sollte den Rang der Menschen bestimmen. Da sich nicht alle Menschen um eben denselben Gegenstand verdient machen, und da die Wege, sich berühmt und groß zu machen, eben so unzählig sind, als verschieden das Verdienst und der Ruhm ist, den wir uns erwerben, so entsteht schon von selbst der Unterschied, und der Rang unter den Menschen. Würde jeder an den Posten, dessen er fähig ist, gestellt: so würde weit weniger Verwirrung unter den Menschen seyn, als gegenwärtig. Thätigkeit würde Ehre, und Müßiggang Schande seyn. Man würde nicht mehr auf seinem Adel, oder seinem Geld ruhen, sich nicht mehr allen Ausschweifungen und Schwelgereyen, die so manche Familie zu Grund richteten, preis geben, nicht mehr seinen Geist abschwinden, und sein Gehirn vertrocknen lassen; man würde mit strengen Ernst auf wahre Ehre bedacht seyn: der Geist würde forschen, erfinden

finden; er würde nicht mehr von dem Gedanken, daß er troß seinem Bestreben Hungers sterben müsse, unterdrückt werden: sein Muth würde rege; sein Eifer, sich guter Dinge zu begeben, rieß ihn fort. Kurz die Begierde, sich durch gute Thaten hervorzuthun, würde eben so heiß, als die Erschlaffung aller menschlichen Kräfte kalt seyn, wo man sich in die Arme der Weichlichkeit, der Wollust, und der Trägheit hinlegt, und dafür sein Adelssigill und seine Kapitalienbillete als Freyheitsbriefe aufweiset, wo man, um seine Schätze zu häufen, ohne Vorwürfe Wittwen und Waysenblut saugt; wo man Verbrechen verdammt, die man nicht kennt; wo träge Ruhe und ermüdete Sucht, wie ein Gift durch die Adern schleicht, wo unerträglicher Hochmuth, und grausamer Stolz ihre Augen blendet, und ihren Kopf in die Höhe treibt, um dem gemeinen Mann nicht ins Gesicht sehen zu dürfen.

O! du verderblicher Rang! Du falsche Größe! Wie tief erniedrigest du den Menschen! Du bist ein kleiner Mensch, um ein großer Thor zu seyn. Dein Vergnügen verursachet dir Schmerzen, und dein Reichthum läßt dich darben. Dein Herz ist für die bessern Freuden der Tugend und Menschlichkeit verschlossen; du

tödtest in dem Gewühle der Menschen, wo man, ohne zu erröthen, die schändlichsten Handlungen und ohne erschüttert zu werden, die grausamsten Verbrechen begeht, deine Gefühle für Tugend und Menschlichkeit ab; du entnervest deine männliche Stärke in den Armen der Wollust und Weichlichkeit, und sinkest in den Schoos der unmännlichen Ruhe, wo dein Geist abschwindet, dein Herz trocken, und dein Sinn todt wird.

* * *

Mit dieser Fassung hatte Rosenberg noch mehrere Gegenstände behandelt. Besonders schrieb er mit sehr vieler Kühnheit Betrachtungen über Religion, Regierung und Sitten, und es ist zu verwundern, wie ein junger Mensch sich so viele Einsicht in diesem Punkte habe erwerben können. Unter einer Menge andrer Versuche theils theatralischen, theils lyrischen Innhalts schienen mir besonders ein Nachtgebet, welches in seinem Tagbuch aufgezeichnet war, und einige lyrische Gedichte, die er in den Stunden der Liebe schrieb, merkwürdig.

Mein Nachtgebet.

Ich weis nicht, was mich so schwermüthig machte, als ich in mein Schlafzimmer trat. Ich löschte mein Licht aus, öfnete ein Fenster, und lehnte mich hinaus. Es war eine heitere, sternvolle Sommernacht; die leisen Winde lispelten durch den Nußbaum, der neben meinem Fenster stund. Es war alles still. Die Natur lag in einer dämmernden Ruhe vor meinen Augen.

O! wie süß sind die Freuden, die man aus der Quelle der Natur schöpfet! Und wie süß ist diese melancholische, ruhige Wehmuth, die der Anblick des nächtlichen Himmels, und die allgemeine Stille der Erde in unser Herz gießt!

Geist der Welten! wie fühlbar ist deine Kraft, mit der du die Unendlichkeit regierest! Nie fühlte ich deine Erhabenheit mächtiger, als in dieser ruhigen Stunde der nächtlichen Einsamkeit. Nie war meine Andacht wärmer, als in diesem allgemeinen, gränzlosen Tempel der Natur -- Leben des Lebens! Durch dich bewegt sich der Wurm, und der Mensch, das Gräschen und das Sonnenstäubchen. Du bist die Seele der zahllosen Welten, des Großen und Kleinen, des Sichtbaren und Unsichtbaren.

Wie niedrig sind die Begriffe, die die Theologen in ihren Schulen von deiner Erhabenheit geben, gegen das, was ich hier sehe, hier fühle, hier anbete. --

Hier schwimmt mein Geist in dem Raum der gränzlosen Höhen und Tiefen. Hier fallen die Fesseln des Zwangs von mir; die Last meiner Sorgen ist vom Herzen gewälzt; der Schwarm der Thoren stört meine Ruhe nicht; und ich bin so frey, so ruhig, wie die Natur, auf der diese nächtliche Stille ruht.

Ich danke dir, Geist der Unendlichkeit! für diese Augenblicke der süssesten Melancholie. Du gabst mir ein Herz, das keine unruhige Begierden, keine schwärmerische Lustbarkeiten, keine geräuschvolle Geschäfte wünscht. Du gabst mir diese ruhigen Gefühle für die Reitze der Natur, und diese süsse Melancholie in den Stunden der Einsamkeit. --

Wie glücklich bin ich! — Selbst die Traurigkeit, die sich bey diesem Anblick der in Nacht gehüllten, schweigenden Erde über mein Wesen breitet, ist mit unnennbaren Vergnügen gemischt.

Allein! wie viele Menschen werden in dieser Nacht wohl so glücklich, wie ich seyn! — Die unglücklichen Opfer der Gerechtigkeit, die

in

in den Gefängnissen, wo schreckliches Grauen, und pestische Dünste eingesperrt sind, lange Tage und lange Nächte auf der Folter der schrecklichsten Ungewißheit sitzen, werden jezt vielleicht aus Gewissensangst schlaflos, und des qualvollen Lebens müde den Tod sich wünschen — O welch ein Anblick für Menschen! Menschen zu sehen, die sich lieber den Tod wünschen, als die Marter, die die Menschen erfanden, ihre Mitbrüder zu quälen, leiden wollen! —

Aber noch kläglicher ist der Zustand jener Menschen, die ohne ihr Verschulden, vielleicht aus Ungerechtigkeit irgend einer Herrschaft, oder aus Nachläßigkeit eines Richters, oder aus Kabbale irgend eines Gerechtigkeitschänders, ihres Vermögens, ihres guten Namens, ihres Gewerbes beraubt, mit noch unglücklichern, unschuldigern Kindern am Hungertuch nagen. Sollte so ein Anblick nicht den Stolz beschämen, der Eitelkeit Schranken sezen, und den Despotismus entwafnen?

O! es giebt so viele unglückliche Menschen auf dieser Erde. Sollte wohl die Natur, die so erhaben, so ruhig in diesen Stunden der nächtlichen Feyer ist, Schuld an dem tausendfachen Elende der Menschen seyn? O! Nein! Menschen empörten sich gegen Menschen. Sie er-

eröfneten eine verunsiegbare Quelle von Uebeln aus der sie so lange trinken werden, so lange es Menschen giebt. Der Abstand von Reichthum und Armut, von Macht und Ohnmacht, von Adel und Niedrigkeit ist dermalen zu groß; als daß nicht der größte Theil der Menschen eher arm, als reich, eher ohnmächtig, als mächtig, und eher niedrig, als adelich seyn müßte. Die Verschiedenheit des Ranges, den Geburt oder Reichthum giebt, hat auch das Schicksal der Menschen verschieden gemacht.

Die Melancholie.

Dem im früheren Lenz düftende Blumen das
Haupt umschlangen, und dem fröhliche Grazien
Sanftes Rosenroth auf die
Blühende Wange hin goßen,

Ach! dem welket vom Haupt traurig die Blume weg,
Traurig fliehen ihn jetzt fröhliche Grazien,
Ach! und röthen mit Rosen
Nicht mehr die Wange des Jünglings.

Wenn die Ruhe der Nacht still auf die Erde sinkt,
Und der Beschäftigung Laut feyerlich verstummet, und

Dunk-

Dunkles Schweigen mit Schlummer
Weit die Natur überschattet.

Dann starrt weit hin mein Blick in die Unendlichkeit,
Schaue des hohen Olymps gränzlose Tiefen, und
Horch' mit leiserem Athem
Wandelnden Sphären Gesängen.

Dann dringt ernstes Gefühl, und das erhabene
Schweigen ewiger Ruh' in meine Seele sich,
Und die Lieder der Himmeln
Singen unsterblichen Lohn Dem,

Der verborgen und still strengerer Tugend sich
Weyhte, und in der Ruh' hoher Empfindungen
Fern vom Lärmen der Menschen
Tod und Unsterblichkeit dachte.

An Mariane.

Bleich im Schimmer des Monds schwebt ein Engel
Auf die Gefilde der Ruh' still hernieder,
Schauet mit ruhigem Blick, Mariane!
Auf dein schlummerndes Antlitz herab.

Und in dem leisen Getön sanfter Wehmut
Tönt seine Harpfe mein Lied, das in stillen
Nächten ich oft zum Olympus hinauf sang,
Mariane! im Schlummer dir vor.

Himmlisches Harpfenspiel! (so tönt sein Lied dir)
Leise lisple das Lied, das in schönen
Nächten dein Freund zu den Himmeln herauf singt,
Und das Herz des Unsterblichen rührt!

Höre! dein Engel singt dir seine stillen
Töne der Melancholie, und der Trüben
Schwermut im leisen Gelispel der Harpfe
Und mit himmlischer Wehmut dir vor!

„Stunde der Liebe geweyht!" wandle feyerlich
Durch die Gefielde der Nacht!" Sey vor allen
Fröhlichen Stunden des Lebens gesegnet,
Stille Stunde der einsamen Lieb!"

„Ach jezt entschlummerte sie: Leises Lächeln,
Als sie entschlummerte, floß durch die Himmel
In das erhabene Antliz der Engel,
Und ein Schweigen verbreitete weit

Sieh

„Sich durch die Schöpfungen aus. Aber traurig
Hebt sich mein Auge empor: stille Thränen
Glänzend, wie Perlen, im Schimmer des Mondes,
Zittern langsam vom Auge mir weg.

„Ruhe die himmlische Ruh! Mariane!
Und wenn ein fröhlicher Traum, oder wenn mein
Bild übers schlummernde Antliz dahin schwebt,
Und dann stärker dein Busen dir schlägt,

„Und deines Antlizes Ruh sich zum sanften
Stilleren Lächeln bewegt, o! dann werd' ich
Innigen Dankes-voll Himmel an blicken,
Und dich segnen; o! Stunde der Lieb! —"

* * *

Es waren nunmehr zwölf Jahre vorüber, seit Rosenberg sein Vaterland verlies. Ehrenfried, der sehr um seinen Freund besorgt war, erkundigte sich bey allen Gelegenheiten, wo und in welchen Umständen wohl Rosenberg sich befinden möge. Allein er konnte nicht die

ge-

geringste Nachricht von seinem Aufenthalt bekommen. Was ihm den größten Kummer verursachte, war, daß man sogleich nach der Flucht der Gloßnerischen Kompagnie heimliche Steckbriefe nachschickte, und sie auch in den Zeitungen, als verdächtige und betrügerische Leute ausschrie. Was konnte nun Ehrenfried wohl anders vermuthen, als daß Rosenberg in irgend einer Stadt sey aufgehoben worden?

Diese Ahndungen haben ihn manche Nacht des Schlafs beraubt. Er stellte sich die Gefahr vor, von dem Beyspiel der Ausschweifungen, in welchen seine Reisegefährten lebten, angesteckt zu werden. Er wußte, wie leicht einem feurigen Temperamente der Uebergang von Enthaltsamkeit zur Ausschweifung und von der Tugend zum Laster sey. Gelegenheit und Beyspiel sind die fürchterlichsten Feinde der Tugend, und wer gegen diese unüberwindlich ist, der hat gesieget. Es ist immer härter bey einer offenen Geldkasse zu stehen, ohne seine Hand auszustrecken, als bey einer verschloßnen den Entschluß zu fassen, nicht einmal nach einen Heller zu greifen.

Junge Leute die dem Trunke und andern wilden Leidenschaften ergeben sind, wagen in einer unglücklichen Stunde der Betrunkenheit

die

die gefährlichsten Unternehmungen, besonders wenn ein Umstand sie dringt, ihre Begierden zu befriedigen. Niemand kann das Geld weniger entbehren, als ein ausschweifender Mensch, und Niemand ist desselben öfters beraubt, als eben dieser. Welche Verbrechen können nicht hieraus entstehen. Man häufet Schulden die man nicht mehr zu bezahlen im Stande ist; und dann wagt man am Ende immer die gefährlichsten Mittel, das unordentliche Leben wieder auf ein neues fortsezen zu können. Die Kunst das Geld entbehren zu können, ist besonders für einen jungen Menschen eine beynahe unentbehrliche Kunst. Sie lehret uns Zufriedenheit und gewöhnt uns an Arbeitsamkeit. Das Geld ist oft der Grund des Verderbens junger Leute. Tausend Gelegenheiten seine Unschuld zu verlieren, blieben verborgen, wenn uns dieses leblose Metall nicht von einer Ausschweifung in die andere führte. Die Häuser wo Spiel und Ausschweifung herrscht, würden weniger besucht, wenn das Geld nicht die unerfahrne und leichtsinnige Jugend dazu reizte.

Hierüber sprach Ehrenfried mit seiner Rosine, die seine Frau wurde, und mit der er eine glückliche zufriedne und ruhige Ehe lebte, oft lange Zeit. Sie bedauerten den unglücklichen

Rosenberg um so mehr, da er schon so grose Hofnung von seinen Fähigkeiten erregt hatte. Auch Mariane die unter dieser Zeit öfters nach M -- kam, und ihre Freundinn Rosine besuchte, erinnerte sich mit schmerzlichem Gefühle des Vergangenen. Sie weinte über sein Unglück und betete um seine Errettung.

Ehrenfried und Rosine waren eben in einem Gespräch über ihren entfernten Frennd begriffen: als ein Brief ankam. Er kannte sogleich die Hand seines Freundes, erbrach ihn mit Zittern und laß ihn mit ängstlicher Erwartung.

Theuerster Freund!

Wie soll ich Ihnen die Beschämung und Reue ausdrücken, die mein Herz in den Augenblicken, wo ich mich meiner Freunde erinnere, fühle! Ich habe Sie beleidiget Freund! und ich weis nicht was ich thun soll, Ihre Freundschaft die mir so theuer in meinem Leben war, wieder auf ein neues zu gewinnen. Doch hoffe ich von Ihnen noch immer am ehesten Vergebung, weil Sie meinen Charakter am besten kennen, und sohin selbst nrtheilen werden, daß mein Fehltritt nicht aus Bosheit, sondern vielmehr

mehr aus Uebereilung geschah. Dafür bin ich auch sehr hart gezüchtiget worden, und Sie werden wenn Sie meine Geschichte hören, sich verwundern, wie ich doch so vieles Leiden habe ausdulden können. -- Ich will Ihnen mein ganzes Schicksal vor Augen legen und aller merkwürdigen Begebenheiten, die sich seit zwölf Jahren mit mir armen Mann zutrugen, erwähnen. Ach! ich werde viele Wunden die die wohlthätige Zeit beynahe schon heilte, wieder aufreissen müßen! --

Die Freundschaft mit meinen Reisegefährten, die die Urheber alles meines Elendes sind, war von sehr kurzer Dauer, und ich danke dem Himmel, daß er mich sobald aus einer Gesellschaft los ries, in der ich der unglücklichste Böswicht hätte werden müssen. Wir kamen an kein Ort wo sie nicht ein Meisterstück ihrer Betrügereyen machten, und sie brachten es durch ihr Betragen so weit, daß sie die Schwelle des Hauses, in welchem sie wohnten, nicht zweymal betretten durften. Sie sind noch in allen Wirthshäußern ihre Zechen schuldig; in den meisten hier und da ein redlicher Mann betrogen, eine unschuldige Tochter verführt; oder ein Hausgeräthe in ihre Säcke gefallen. Vernunft und Gewissen empörte sich wider eine so

laster-

lasterhafte Lebensart. Ich rettete mich also durch das einzige Mittel welches noch übrig war, durch die Flucht. Allein lieber Gott! wie elend muß man leben, wenn man ohne Geld reisen, und einen ehrlichen Mann machen will! Ich habe manche Nacht auf der kalten Erde unter dem großen Obdach des Himmels mein Ruhelager aufgeschlagen, ich habe mit den herbesten Früchten von den Dorngesträuchen meinen Hunger gestillt, das Wasser mit dem Huth aus der Quelle geholt, und das ganze Elend eines armen Bettlers gefühlt. Meine Kräfte waren so erschöpft, daß ich vor Müdigkeit oft auf die Erde sank, und ganze Täge liegen blieb. Bey dieser Gelegenheit muß ich einer Begebenheit erwähnen, die mir so oft ich mich ihrer erinnere, noch immer Thränen aus den Augen preßt.

Ich war eben aus so einen Schlummer erwacht, als ich vor mir ein Bauernmädgen, das einen Bund Gras auf dem Rücken trug, stille stehen sah. Sie blickte mich mit so einer Bewegung von Mitleid an, daß ich kaum ihr Aug bemerkte, als ich das meinige schon wieder niederschlug.

Wo wollt ihr heute noch hin guter Freund? fragte sie. Es ist schon spät am Tage, und in der ganzen Nachbarschaft ist kein Dorf.

Ich. So bleibe ich in Gottes Namen hier liegen.

Das Mädgen. Das müßt ihr nicht. Seht ihr denn nicht daß ein Regen nahe ist? Und es ist doch auch zu kalt.

Ich. Gutes Kind! Regen und Kälte kann ich wohl ertragen.

Das Mädgen. Ach! ihr dauert mich. Kommt mit mir mein Vater wird euch schon über Nacht behalten. Er ist ein guter Mann. Und ihr dauert mich von Herzen, wenn ihr so in Regen und Kälte daliegen müßtet. Stehet auf und kommt mit mir.

Als sie sah, daß ich zu schwach wäre, mich aufzuheben: lud sie ihre Bürde ab, grief mir unter die Arme, und half mir auf die Füsse. Allein ich war zu entkräftet. Nach etlichen Schritten sank ich wieder auf die Erde.

Um des Himmels willen! schrie das gute Mädchen! was fehlt euch doch? Habt ihr ein Bein gebrochen? Seyd ihr krank?

Ich. Ach. liebes Kind! ich bin sehr müde.

Das Mädchen. Da soll gleich geholfen werden. Geduldet euch eine kleine Weile; ich

werde gleich wieder hier seyn! — Wie mich der arme Mensch dauert! —

Mit diesen Worten sprang sie fort, und nach einer halben Stunde kam sie, und ihr Vater mit Roß und Wagen.

„Seht doch den armen Menschen an, sagte sie zu ihrem Vater. Wie er so verlassen, so entkräftet da lieget! Denkt doch, Vater, der arme Mensch wollte die ganze Nacht in Wind, Regen, und Kälte da liegen bleiben. Wir können ihn doch in eine warme Kammer legen, und an unserm Tische essen lassen. Er dauert mich recht, der arme Narr! —

Lieber Freund! diese Menschlichkeit rührte mich mehr, als wenn mich ein Fürst in seinen Wagen genommen hätte. Dankbarkeit, und Verwunderung, solche gute Menschen im Elende zu finden, bewog mein Herz, und mir traten Thränen in die Augen, als der Vater und die Tochter mich von der Erde huben, und auf den Wagen sezten.

Als ich bey dem Hause ankam, halfen sie mir wieder vom Wagen, führten mich in die Stube, und brachten mir, was sie hatten. Mit der äußersten Sorgfalt war das gute Mädchen beschäftiget, mir wieder Kraft und Munterkeit zu geben. Sie lief den andern Morgen

in das nächste Städchen, und brachte mir guten Wein; und als ich mich weigerte, ihn zu trinken, war sie betrübt, und klagte es ihrem Vater.

Nach vier Tagen nahm ich den rührendsten Abschied von diesen guten Menschen. Das liebe Mädchen wollte mich noch länger im Hause haben, und machte mir alle mögliche Vorstellungen über die Beschwerlichkeiten, die mir auf der Reise begegnen können, besonders da meine Gesundheit sehr mißlich wäre. Allein ich gieng fort, so elend, so verlassen, wie vorhin.

Drey Monathe waren nunmehr vorüber, und ich hatte alles, was nur immer ein armer Wandrer leiden kann, ausgestanden: als ich in die Schweiz kam.

Ich kann zum Ruhm dieses Volkes sagen, daß ich sehr viele gute Menschen unter ihnen antraf, besonders auf dem Lande. In den Städten sind sich alle gleich. Indeß muß ich gestehen, daß die Freyheit ihnen einen ganz eignen Charakter giebt. Ein gewißer Stolz, Offenherzigkeit, Munterkeit und Grosmuth sind hier und da die auffallensten Züge desselben. Man findet nicht jenes Muthlose, jenes träge und müde, welches einer beherrschten Nation anklebt. Man sieht unter dem Bauern-

volk keine Armut, wie in meinem Vaterland. Alles bewegt sich, und wo man hintritt, findet man allenthalben Spuren des allgemeinen Fleisses, und einer wohlthätigen Regierung.

Sobald der Frühling seine wohlthätige Wärme wieder auf die Erde goß: trat ich meine Reise nach Frankreich an, und kam nach vielen Beschwerden ohne Geld und Aussicht nach Paris. Sie können sich von dem, was ich hier sah und erfuhr, unmöglich eine Vorstellung machen. Mir schien, als wäre hier der Reichthum der ganzen Erde zur Pracht, Verschwendung und Ausschweifung angewendet. Was man sich nur immer Prächtiges vorstellen kann; das findet man hier. Was bey mir die meiste Aufmerksamkeit erregte, war die ausserordentliche Menge von Müßiggängern, von Bedienten und dergleichen Leuten. Man findet hier mehrere Gewerbe der Wollust, als der Nothwendigkeit, und besonders ein Fremder ist, wenn er auf der Gasse geht, beständig in Gefahr, von Frauenzimmern, deren es eine ungewöhnliche Menge giebt, begleitet zu werden. Uebrigens erkennt man sogleich an ihrem Gang, an ihrer Aussprache, und an ihrem ganzen Betragen die Leichtfertigkeit ihres Karakters. Sie sind so übertrieben höflich,

daß

daß ich ihre Höflichkeit öfters für baare Grobheit anzunehmen gezwungen war. Sie überschütten einen, so zu sagen, mit Komplimenten, und wer mit ihnen sprechen will, der kömmt gar selten zu Wort.

Ich hätte in Paris tausend Wege gefunden, mich zu erhalten; allein ich konnte mich unmöglich zu so elenden Geschäften mißbrauchen lassen. Schon das Frauenzimmer, das gegen Ausländer mit ihren Gaben immer verschwenderischer ist, als gegen Innländer, hätte mich unterstüzt, und Sie würden lachen, wenn ich Ihnen alle die Liebeserklärungen und Anträge schreiben müßte, die mir in den ersten Tagen meines Aufenthalts gemacht wurden. So wenig ich äußerliche Vorzüge habe: so sehr wurde doch meine Schönheit, meine Lebensart angerühmt, und ich muß noch lachen, wenn ich mich jener Gesellschaften erinnere, wo man mich einen Galant Home nannte, indeß ich die lächerlichste, und zugleich ernsthafteste Figur von der Welt machte. Was die Frauenzimmer und jungen Herren vorzüglich in Aufruhr brachte, war mein bischen Talent, vermög dem ich singen konnte. Wo ich hinkam, mußte ich ein Lied singen, und wen ich auf der Gasse gieng; so schrien mir die Damen von ih-

 rem

rem Fenster herab, und baten, ich möchte doch singen. Ich wurde zu großen Gastereyen gezogen, und man ward gar nicht einmal müde, mich als einen der ersten Sänger anzurühmen. Ich muß es gestehen, daß ich mich dabey sehr wohl befand. Hier bekam ich ein Kleid, dort eine Uhr. Diese verehrte mir einen Ring; jene eine Dose; und dadurch brachte ich in kurzer Zeit so vieles zusammen, daß ich nunmehr ein Jahr hätte ruhig davon leben können.

Allein wie veränderlich, und wetterähnlich ist nicht das Glück, das man auf solche zufällige Begünstigungen bauet! Eine Dame vom Stande, die schon ziemlich abgelebt war, aber dem ohngeachtet noch immer nach den Genuß der jugendlichen Freuden geizte, war die Ursache meiner Verachtung, in die ich eben so schnell bey dem Frauenzimmer gerieth, als schnell ich bewundert wurde.

Sie lud mich eines Tages auf ihr Zimmer. Ich gieng arglos dahin, und hätte mich eher auf den Tod, als auf das, was mir hier bereitet war, gefaßt gemacht. Sie lag in einem Sopha in der wollüstigsten Stellung. Ihr Busen war entblößt; ihre Haare abgelöset; ihre Wangen gefärbt. Ein Schleyer deckte

ihre

ihre übrigen Glieder, die sie immer auf so eine Art bewegte, daß auch in dem Herzen eines Stoikers Begierden entstehen müßten. Meinem Auge waren solche Scenen ungewohnt, und meinem Herzen solche Gefühle unbekannt.

Sie nöthigte mich auf einem Seßel, der für ihre Absichten sehr bequem stund, Platz zu nehmen, und als ich den Seßel etwas weiter wegrücken wollte, befahl sie, ihn wieder an die vorige Stelle zu rücken. Ich wußte mir von allem dem, was vorgieng, nicht das geringste zu erklären; als sie mit aller Feinheit einer französischen Koquette ein Gespräch anfieng, worüber ich öfters meine natürliche Farbe zu verändern gezwungen war. Sie entdeckte mir in den lächerlichsten Ausdrücken ihr Liebesfeuer; sie ergrief meine Hand; bedeckte sie mit tausend Küßen; und war so unverschämmt, daß sie mich am Ende so gar aufforderte, ihre wilden Flammen durch Genuß abzukühlen. Sie legte sich wieder in die wollüstigste Lage; und auf einmal fiel der Schleyer über ihren Körper. -- Ich hatte hier einen schweren Kampf auszustehen. Auf einer Seite drang meine hitzige Natur in mich, und auf der andern zog mich mein Stolz, und mein Gewissen zurück. Hätte sie ihre Absichten mit weniger Frechheit zu erreichen gesucht;

ich wollte nicht dafür stehen, ob sie nicht gesiegt hätte. Die ewigen Prediger von Tugend und Enthaltsamkeit mögen hier sagen, was sie wollen. Es kostet wenig Mühe, eine Abhandlung über die Mässigkeit zu schreiben. Aber über Gelegenheit zu siegen; dazu gehört Muth und Entschlossenheit.

Mein Stolz, oder vielmehr die Reinigkeit meines Gewissens behielt in diesem Falle die Oberhand. Ich stund plötzlich auf, und eilte der Thüre zu. Aber es war alles verschlossen. Die Dame, die ihre Absichten gewiß in ihrem Leben nie so schlecht, als bey mir, erreichte, hüllte sich beschämt in ihren Schleyer, stund auf, gieng zur Thüre, und eröfnete selbige voll Stolz und Bitterkeit. Sie sprach nicht ein einziges Wort, als ich mich entfernte.

Desto empfindlicher war aber die Rache, die sie an mir nahm. Sie war eine von jenen Damen, die in allen schönen Wissenschaften und Künsten den Ton angeben wollen; und aus eben diesem Grunde hatte sie sich in allen Gesellschaften ein wichtiges Ansehen zu erwerben gesucht. Durch sie machte mancher Romanendichter sein Glück; und durch sie mußte mancher Philosoph im Buchhändlergewölbe der Nachkommenschaft aufbehalten werden. Ihre erste

Sorge

Sorge war also, mir in der nächsten Gesellschaft alles Verdienst zu benehmen; mir alle Lebensart, ja so gar auch meine Kunst abzusprechen. Es wäre wider allen Wohlstand, wider alle Delikatesse, mit so einem lumpichten Ausländer so viel Aufhebens zu machen, und ihm sogar Zutritt zur Noblesse zu gestatten. Es wäre wirklich eine Prostitution für sie, mit diesem Sänger, dessen Kunst doch nicht gar zu groß ist, so viel Lärmens zu machen; zumal, da in ihrer Stadt noch geschicktere Leute wären, die gewiß mehr Lebensart, mehr feinen Witz, und mehr Geschmack für die Werke der Musen hätten, als dieser holzähnliche Tölpel. Sie schäme sich von Herzen, ihn jemals in ihrem Hause gehabt zu haben, und sie schwöre es hoch und theuer, ihn nie wieder die Schwelle ihres Hauses betretten zu lassen.

Diese Worte mit dem Stolz einer noblen Dame gesprochen, thaten die erwünschteste Wirkung. Nun gieng es auf einmal an. Diese fand meine Stimme zu rauh; jene zu unempfindsam. Diese wußte einen Flecken im Gesichte, und jene meine Füße zu tadeln. Es war kein Pünktchen an meinem Leibe, den sie nicht unter ihre strenge Kritik zogen. Und so giengen kaum etliche Tage vorüber: als ich schon

 hier

hier und da ganz deutlich in meine Ohren sprechen hörte, daß es nunmehr Zeit wäre, die Stadt zu verlassen.

Meine erste Wanderschaft, oder vielmehr meine Wallfahrt gieng nun zum Grabe meines lieben, unglücklichen, bis an sein Ende verfolgten Rousseaus. Ich würde mir kränkende Vorwürfe machen, so nahe in der Gegend, wo dieser große Mann ruht, gewesen zu seyn, ohne seiner Asche Thränen der Dankbarkeit und Hochachtung geweyht zu haben. Mich ergrief ein schauerndes Gefühl, und ich getraute mir kaum zu athmen, als ich das Ufer dieser glücklichen Insel bestieg. Es deuchte mich, daß dieser Platz schon von der Natur bestimmt sey, die Ruhestätte eines weisen, großen Mannes zu seyn. Zwischen schlanken Bäumen stund das Denkmal, das ihm seine Freunde zum Beweis ihrer Hochachtung errichteten, ruhig und still. Ich weis nicht, was mich hinriß. Ich lag auf meinen Knien, betete und weinte.

„Du warst so ein guter, menschenfreundlicher und gerechter Mann; und mußtest doch von deinen Landsleuten so grausam verfolgt werden. Nun liegst du hier, von deinem Freunden beweint, von deinen Feinden vergessen. Nun sind die Tage des Friedens und der Ruhe gekommen.

kommen. Kein unsinniger Pöbel, und kein boshafter Betrüger des menschlichen Verstandes wird hier deine Ruhe stören. O! könnte ich in diesem Hain bey deinem Grabe eine Hütte mir bauen! Ich würde mein ganzes Leben von deinem Geiste bewacht, in Zufriedenheit und stiller Weisheit dahin leben. Ich würde Gesellschaften fliehen, wo nur prächtiges Elend, und verdorbne Menschheit ist; und würde in dieser Einsamkeit, in diesem Tempel des Friedens und der Ruhe den Genuß meines Lebens suchen. -- Es ist alles so still, so schweigend umher, und doch deucht es mich, als schwebe dein Geist über meinem Haupte. -- Die Natur hat hier eine Einsiedeley für empfindsame, gute Seelen angelegt, und diesen Ort für leidenden Kummer, und für die melancholische Schwermuth eines Jünglings eingewenhet. Hier kann verfolgte Unschuld im Schooße der Natur Ruhe finden; hier kann ein armer, verlaßner Jüngling sich ungestört seiner Betrübniß und seinen Thränen überlassen -- O du stiller Hain! du Behältniß der traurigen Reste meines liebenswürdigen Freundes! Dein Boden ist durch seine Asche geheiliget, und jeder, der ihn nach seinem Tod noch ehren will, sollte eine Wallfahrt nach dieser beglückten Insel verrichten. --

Armer Rousseau! ich verlasse mit ängstlichem Gefühle und mit kummervollen Ahndungen dein Grab. Ich bin ein armer, verachteter Fremdling unter den Menschen, und wandere so fort, überall verfolgt und verachtet. Ich sehe an der Menschheit viele unheilbare Wunden, und ach! es ist traurig, daß ich ihre Gebrechen verschweigen soll. Du hast vieles geredet, lieber Mann! Aber wie schlecht hat man dies im Leben vergolten! -- Man hat dich mit allem, was einen ehrlichen Mann schwer aufs Herz drücken muß, gekränket. Man hat dich mit aller unmenschlichen Grausamkeit, mit Unduldung, Haß, Verachtung, Landesverweisung und Schande bis an das Ende deines Lebens verfolget. -- Und du warst doch immer so duldsam, so menschenfreundlich, so ruhig mitten im Elende. Keine muthlose Klage kam je von deinen Lippen; du lebtest und starbst im Bestreben, den Menschen wohl zu thun. Könnte ich mir wohl ein herrlichers Beyspiel meines Lebens wählen? -- Soll mir die Geschichte deines Lebens nicht alle Verzagtheit benehmen? Soll ich nicht stets auch in Gefahr uud Elend die Wärme meines Herzens für Tugend und Rechtschaffenheit beybehalten? Ach! du Lehrer der Menschen! Auch mein Lehrer! mein Freund! Dich hat nie mein Aug gesehen:

sehen; ich gieng nie an deiner Seite; und doch bist du der beste, der einzige, von dessen Urne ich mit Thränen Abschied nehme. Ruhe sanft, Asche eines großen Mannes! Dich haben die Thränen eines Jünglings, der den edelsten Wunsch nach Tugend und Weisheit empfindet, benetzet. „

So nahm ich von der Asche eines Mannes Abschied, dessen Andenken meinem Herzen ewig heilig seyn wird.

Den andern Tag setzte ich mich auf das Wasser, um in Engelland einzuschiffen, und zu sehen, ob ich nicht dort mein Glück finden könnte. Auf meinem Schiffe war ein junges schönes Mädgen, das sich aber vor Kummer nicht einmal regte. Ein Marquis hatte sie schändlich um ihre Ehre, um ihre Unschuld, und um die Liebe ihrer Eltern gebracht. Sie wurde eben zur Zeit, als sie geseegneten Leibs war, aus ihrem väterlichen Hause vertrieben, und aus Verzweiflung faßte sie den Entschluß, sich den Wellen anzuvertrauen, und nie wieder ihren väterlichen Boden zu betretten. Sie hatte alle Züge eines abgehärmten Kummers im Gesicht, und aus ihren Augen mußten schon viele Thränen geflossen seyn. Es ist immer ein schmerzlicher Anblick für mich, leidende Geschöpfe zu

sehen

sehen; und mein eignes Elend lehrte mich, gegen Fremdes nicht unfühlbar zu seyn. Wie wünschte ich, in ihre Wunde Heilung gießen, und ihrem Herzen Frieden und Unschuld wieder geben zu können! -- Ich habe mich die ganze Reise meistens mit ihr unterhalten, und so eine Unschuld in ihren Gesinnungen, und so eine Reizbarkeit in ihren Empfindungen gefunden, daß ich ihr Unglück nur um so mehr zu bedauren Ursache hatte. Ich gab mir alle Mühe, ihr Herz wieder zu beruhigen; und ihren Fehltritt auf verschiedne Weise zu entschuldigen. Allein sie war so eigensinnig, daß sie stets auf der Meynung beharrte, sie hätte die Strafe und den Fluch ihrer Eltern verdienet. So oft sie ein Wort, das ihren Fall betraf, sprach; wurde sie allemal roth, und schlug die Augen gegen den Boden.

Was mir auf der andern Seite Unterhaltung verschafte, war das große Schauspiel der Natur. Wie prächtig, wie erhaben und groß ist der Anblick einer See! Rings um waren wir von dem Horizonte ein geschlossen. Eine unabsehbare Ebene zog sich meinen Blicken nach. Die See war ruhig, und wir schwamen dahin wie leichtes Gewölk am Morgenhimmel. Wer mit dem Geist edlerer Empfindungen hieher kömmt,

und wer noch für die großen Werke der Natur fühlbar ist; dem öfnet sich eine neue Quelle von tausend Freuden. Ich vergaß vieles Leiden; und mein Geist zog auf eine gewiße Art die Stille und Ruhe der See an sich.

Der erste Schritt, den ich in London that, um mich bekannt zu machen, war, daß ich mich sogleich zu dem Grafen von B**, einem teutschen Edelmann begab. Ich entdeckte ihm einen Theil meines Schicksals, und gewann in kurzer Zeit seine Freundschaft. Allein ein unvermutheter Zufall rief ihn nach Teutschland zurück; und ich wurde bald hierauf gezwungen, Kriegsdienste zu nehmen.

Sechs Jahre brachte ich theils auf den amerikanischen Inseln, theils auf dem hohen Weltmeere zu; war bey vielen Gefechten zu Land und zu Wasser gegenwärtig; und entgieng vielen Gefahren.

Das haben Sie Sich gewiß nie vorgestellt, lieber Ehrenfried! daß ich, der ich stets Ruhe und Frieden liebte, so weit in der Welt herumkommen, und sogar Kriege führen würde? -- Es ist wahr! Seltsam ist es immer; aber dem ohngeachtet gereuet es mich nicht im Geringsten so weit gekommen zu seyn. Sie werden selbst wissen, welche Vortheile eine solche Rei-

se demjenigen verschaft, der eine allgemeine, brauchbare Weltkänntniß sich erwerben will. Der Umgang mit so vielen, verschiednen Nationen lehrte mich einen Theil der Menschengeschichte, und die Gefahren, in denen ich während meiner Kriegsdienste war, machten mich nunmehr gegen alles, was mir nur immer Schreckliches begegnen kann, muthig und unerschrocken. Keine Erscheinung ist mir fremd, und keine Widerwärtigkeit ungewohnt. Ich sehe mit einer gewißen Ruhe die Märchen und die Thorheiten der Menschen an, und ich lache, wenn ich ein Gemälde auf einer Leinewand gemahlt, oder eine traurige Begebenheit auf dem Theater vorgestellt sehe. So ein Anblick mag Müßiggänger unterhalten! Aber ein Mann, der durch tausend Gefahren rannte, der bey tausend wirklichen Begebenheiten zugegen war, der selbst an großen Geschäften Antheil nahm, und mit seinen Brüdern wichtige Händel führte, so ein Mann kan bey Mährchen nicht mehr weinen. Wer einen Seeräuber sieht, der mitten im Zerspalten seines Schiffes, mitten in Flammen und Rauch mit der bewundernswürdigsten Gelassenheit und Gegenwart des Geists noch nach seiner Pistole greift; kann so ein Mann wohl in diesem Augenblicke ver-

verzagt seyn, und vor dem Tode zittern? Oder kann der sein Leben in den Armen der Weichlichkeit und Wollust wegtändeln, der die grossen Arbeiten der Sclaven sieht, die des Tagslichts beraubt zwischen Felsen und Klüften die Eingeweide der Erde durch zu graben gezwungen sind? Sind die Arbeiten eines Dikasterianten nicht Kinderspiele gegen diese? — So ist es, lieber Ehrenfried! Dem Feigen möchte ich einen Seeräuber, und dem Wollüstling und Müßiggänger einen Bergsclaven vorstellen können. Schon der Anblick würde sie erschüttern.

Was ich am meisten vermißte, und was einem Reisenden, der alle Vortheile genießen will, unentbehrlich ist: das war die Kenntniß der Naturgeschichte und des Zeichnens. Durch diese beeden Gehilfen hätte ich mir meine Reise noch so nüzlich, und noch so angenehm gemacht. Sie können sich nicht vorstellen, lieber Freund! wie mannigfaltig die Natur in ihren Wirkungen, in ihren Gestalten und Auftritten ist. Bald kam ich auf eine Insel, wo ein ewiger Frühling seinen seegenreichen Hauch auszugießen schien; lachende Fluren; angenehme der Liebe und Freude gewenhte Haine; mannigfaltige Abwechslungen von Hügel und Thal;

reine Quellen, und frische Bäche machten den Ort zum Paradieße. Hier war Ueberfluß an Früchten der beßten Gattung. Wo man hinblickte, fand man die seltensten Reize einer ländlichen Natur. Alles schwebte und lebte im fröhlichen Tanze. Kein wildes, gefährliches Thier verbreitete Furcht in einer Gegend, wo so viele Freude und Munterkeit herrschte. Jedes Thier trug das Zeichen der Freude und Unschuld bey sich. In den Lüften klang immer die süßeste Melodie des Vergnügens, und wo man hintrat, düfteten angenehme Gerüche auf.

So verschwendrisch die Natur hier mit ihren Reizen war: so war sie's auch in einer andern Gegend mit ihrem Schrecklichen und Rauhen. Kahle, unfruchtbare Felsen; finstere, undurchdringliche Wälder; dürre Sandböden, und öde verwüßtete Felder machten die Gegend fürchterlich. Wilde giftige Thiere verbreiteten Schrecken und Unsicherheit umher. Wo man hinblickte, sah man graunvolle Gegenstände. Reißende Ströhme stürzten durch hohe Wälder über die Klippen der Felsen herab, und erfüllten die ganze Gegend mit einem fürchterlichen, Donnerähnlichen Getöße. Die Natur schien hier nur für giftige, herbe und schreck-

schreckliche Dinge fruchtbar zu seyn. Demohngeachtet erregte der Anblick solcher Wüsteneyen eine majestätische Größe in mir. So schauderhaft das Gefühl war, das hierüber erwachte; so war es doch mit einer gewißen Art von Bewunderung und Erstaunen gemischt.

Nachdem ich also, wie ich schon oben sagte, sechs Jahre in diesen Gegenden bald zu Land, bald zu Wasser herumirrte; nachdem ich unglaubliche Dinge erfahren, und seltsame Auftritte gesehen hatte: kam ich wieder nach Engelland zurück. Sie wissen selbst, wie viele Hochachtung ich stets gegen diese Nation hatte, die so vieles mit teutschen Charakter und Teutschen Sinne gemein hat. So lebhaft ich mir ihre Grausamkeiten vorstellte; so oft ich mich auch daran erinnerte, daß sie ihre beßten Männer unter dem Henkerschwerd sterben ließen: so war ich doch noch immer für sie eingenommen. Ihr Tiefsinn giebt ihnen ein gewißes ernsthaftes, ehrfurchtsvolles Ansehen, und ich wünsche eher in der Gesellschaft eines Engelländers zu seyn, als von einer Rotte französischer Damen, Marquise und Marquisinnen bewundert und angebetet zu werden. Indeß hat noch keine Monarchie der Welt das Verdienst großer Män-

ner so belohnt, als eben Engelland, das seinen Milton, Pope, u. a. m. in die königliche Begräbnisse trugen, um der ganzen Welt ein Beyspiel zu geben, daß das Verdienst eines großen und einsichtsvollen Schriftstellers einen eben so großen Einfluß auf das Volk haben könne, als die Regierung eines Monarchen, und daß der Mann, der durch seine Schriften eine ganze Nation bildet, und auf gewiße Vorzüge aufmerksam macht, königliche Ehre verdiene.

Nach einem dreyjährigem Aufenthalt hat mich ein Zwist, den ich mit einem Lord hatte, aus London getrieben, und da ohnehin wieder auf ein neues eine Liebe zu meinem Vaterlande in mir erwachte, so entschloß ich mich, wieder nach Teutschland zurückzugehen. Ich habe meine Reise glücklich durch Frankreich und die Schweiz gemacht. Als ich ins Vorderösterreichische kam: sah ich bey F** den Gloßner am Galgen — Mir wars als schlüg mich ein Donner nieder, da ich ihn in dieser schändli Erhöhung erblickte. Zugleich trat die Geschichte meiner Jugendjahre mir wieder ins Gedächtniß, und ich dankte dem Himmel, daß er mich noch so glücklich aus der Gefahr, eben so schändlich zu Grund zu gehen errettete.

Als

Als ich ihn eine Weile so betrachtete, kam ein Mönch aus dem Kloster, in dessen Gerichtsbarkeit er gehenkt wurde, mir entgegen. Er fragte mich ob ich von der lustigen Historie die sich mit diesem Schelmen zu trug nichts gehört habe; und als ich ihm mit Nein antworte: so erzählte er mir ein langes und breites von seinen Heldenthaten. Er Mönch sey selbst in dem Examen und bey den Torturen, die mit dem armen Sünder wären vorgenommen worden, zugegen gewesen. „Der war ein verfluchter Kerl, sagte der Mönch. Gott tröste seine Seele, wenn sie noch zu trösten ist. Ich wenigstens glaube nicht daß sie der Rache Gottes entgangen sey. Auf der lezten Stuffe hat er noch einen gewaltigen Fluch gegen das ganze Menschengeschlecht ausgestossen. Daß ich aber recht sage! Ich war also in dem Examen zugegen; denn Sie müssen wissen daß ich unsers Pflegers Sohn bin; und mein Vater hat den Proceß formirt. Drey Examen waren vergebens, bey dem vierten brachten sie ihn zur Tortur. Aber der Locker war so wehleidig, daß er gleich bey dem ersten Streich — Aber das war ein Streich! Poz Bliz! Ich wär troz meinem gewaltigen Arm nicht im Stande so zuzuschlagen. Der Hans hat ausgezogen! Der Hans hat es

hineingerieben! O verflucht! Es hat alles gepfiffen, und gesaußt — Der wehleidige Locker also hat es nicht ausgehalten, sondern hundert und funfzig Verbrechen eingestanden. Das wichtigste hätte ich aber bald vergessen. Er war ein Student. Da hab ich ihn denn gleich tentirt, und lateinisch ihn angeredet. Perfect hat er mir geantwortet — Hundert und funfzig Verbrechen hat er eingestanden, eins entsezlicher als andere. Verzeih mirs der Himmel daß ichs sagen muß! Er hat auch Weibsbilder schwanger gemacht. O Pfuy dieß abscheuliche Wort! Wenn ichs nur nicht ausgesprochen hätte. — Er hat also auch Weibsbilder — Nun Sie wissens schon! — Diebstähle hat er ohne Ende begangen. Aus Gnade und weil Se. Excellenz, mein gnädiger Herr Reichsprälat noch Rücksicht auf seine Jugend und seine Studien nahm, wurde er wie Sie sehen, gehenket. Er hätte seinen Verbrechen gemäß von Fuß auf lebendig gerädert zu werden verdienet. Nun was ists! Er ist am Galgen auch nicht zu beneiden! Wenn er sich nur bekehrt hätte! Von der Bekehrung hat er gar nichts wissen wollen. Er hat uns verzeih mirs Gott! Schwänz geheißen, so oft wir von der Bekehrung, von einer reumüthigen Beicht u. d. g. anfangen wollten

ten. Wohl aber hat er uns zu Zeiten eine Nuß vorgeworfen, um sie aufzubeissen, das ist; er hat uns um dieses und um jenes aus unsrer Theologie gefraget, und dieselbe ein Geschwäz, ein von Irrthümern vollgestopftes Lehrgebäude geheisen. Sie werden wohl selbst wissen, was die Theologie ist? — Est scientia de Deo. Diese also hat er beschimpft. Und ich habe gleich gerochen wie viel Uhr es bey dem armen Sünder geschlagen hat. Er war Gott verzeih mirs ein Erzkezer und Freygeist; er ist unbußfertig gestorben; und hat also ganz natürlich eine schwarze Fahrt zu der Höllenpforten gemacht. Gott tröste seine Seele wenn sie noch zu trösten ist. Ich glaube aber schwerlich."

Unter diesem dummen Geschwätze kamen wir dem Kloster nahe, und da mich mein Weg auf der Strasse fortführte: so beurlaubte ich mich von dem Mönchen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich seit meiner Entfliehung aus dem Kloster bey dem Anblick eines Mönchens fast allemal zittere. Er ist, denke ich mir allemal, ein Dummkopf, oder ein Unglücklicher.

Eine gählinge schwere Krankheit hat mich ins Spital zu U–, wo ich noch gegenwärtig

mich befinde, gebracht. Daß die Krankheit für einen Mann, der ohnehin elend leben muß, eines der schmerzlichsten Uebel sey, das hab ich hier erfahren. O lieber Ehrenfried! wie kläglich ist unser Zustand, wenn wir so in der Erschlaffung und Müdigkeit unsrer Kräfte, unter Schmerzen und Quallen, verlassen und hilflos daliegen! Der Himmel weis es. Ich habe oft gebetten, mit Allem ein Ende zu machen. Nun hat sichs seit etlichen Tagen geändert. Ich fühle mich wieder gestärkter, und werde wills Gott, künftige Woche meine Reise vollenden.

Eines liegt mir noch schwer am Herzen; und dieses wird immer drückender, je näher ich meinem Geburtsstädchen komme. Das Schicksal der armen Mariane macht mir bange Ahndungen. Meine Wunde war noch immer unheilbar und weder die Zeit, noch die rauhe Lebensart die ich führte konnte sie heilen. Ihr Andenken war stets die Gesellschafterinn meines Elends, und ich schäme mich der Thränen nicht, die ich in Indien um sie vergoß. Mir ist bange für ihren Anblick und ich zittere vor den Vorwürfen, die übel belohnte Liebe mir machen können, ob mich gleich eine unwiderstehliche Sehnsucht

sucht dahin reißt, das Glück sie bald wieder zu sehen, zu wünschen. Wie werde ich sie sehen! Der Himmel gebe es daß ich sie glücklich und mit ihrem Schicksale zufrieden antreffe! --

Nun habe ich Ihnen meiner Meynung nach genug von den seltsamen Begebenheiten meines Schicksals geschrieben. Mündlich werde ich mit Ihnen über gewiße Vorfälle noch umständlicher sprechen können. Indeß machen Sie Sich gefaßt mich unter Ihrem Dache zu beherbergen.

Den Ort meines Aufenthalts, und die Zeit meiner Ankunft behalten Sie für dießmal verschwiegen. Ich will unvermuthet unter meinen Landsleuten auftretten.

Leben Sie indeß wohl lieber Ehrenfried. Ich zähle jeden Tag und jede Stunde, die ich noch von Ihnen entfernt seyn muß. O! wäre ich doch bald wieder im Schooß meiner Freunde und meines Vaterlandes! —

U -- im Jul. 17 -

Rosenberg.

Die Freude, die dieser Brief in die Ehrenfriedische Familie brachte, war unbeschreiblich. Rosine berichtete, ohne daß es ihr Mann wußte, die ganze Begebenheit ihrer Freundinn Mariane. Allein diese Nachricht diente mehr, ihre Betrübniß auf ein neues zu erregen, als Freude in ihr zu erwecken. Sie lebte in einem wahrhaft elenden Ehestande. Ihr Mann, unfähig, sie als eine Frau von Geschmack und Gefühl zu behandeln, hielt sie, wie eine Sclavinn. Er hatte neben dem so wenig liebenswürdige Eigenschaften, daß es unmöglich war, gegen ihn nur einen Grad von Liebe zu empfinden. Er stack den ganzen Tag bey seinen Sauf- und Kegelbrüdern, und wenn er zu Nachts nach Hause kam: so betrug er sich gemeiniglich wie ein Vieh. Die gute Frau hatte bey solchen Gelegenheiten alle Grobheiten zu befürchten, und sie mußte stillschweigend ihr Joch tragen, um nicht dazu mit Schlägen gezwungen zu werden. Wie oft hat sie nicht in ihrem Ehestande an Rosenberg gedacht! Wie oft hat sie nicht stille Thränen um ihn geweint! —

Diese Nachricht von Rosenbergs Ankunft brachte sie vollends aus ihrer ganzen Fassung. Schreckliche Reue quälte ihr Herz mit folternden Vorwürffen. Bittre Thränen quollen aus ihren Augen, und schwere Seufzer stiegen aus ihrem Herzen. Es war kläglich, sie in ihrem Jammer zu sehen, und wer Gefühl und Menschlichkeit hatte, der weinte über ihren Jammer.

Als Rosenberg in M — ankam, fand er schon folgenden Brief von Mariane.

Mariane an Rosenberg.

Theurer, unvergeßlicher Rosenberg!

P. — im Aug. 17 —

Zittern Sie nicht, Rosenberg! von derjenigen einen Brief zu erhalten, die Sie verlassen haben; die unglücklich wurde; und nun vergebens Tag und Nacht um Sie weinet. Wie glücklich wär ich gewesen, wenn der Himmel meinen letzten Brief noch vor Ihrer Flucht in Ihre Hände geliefert hätte! — Nun aber ist alles vorüber. — Ich habe aus Verzweiflung einen Mann geheyrathet, der mich von Tag zu Tag tiefer ins Grab drückt. — Bedauern Sie mich, mein Freund! Mehr können Sie nicht mehr thun.

Mich freut es mitten in meinem Jammer, Sie noch so nahe an der Seite zu haben, und ich erlaube mir manchmal das Vergnügen, um Sie weinen zu können. Sie sind mir durch das,

was Sie in Ihrem Leben gelitten haben, ehrwürdig geworden, und ich finde eine Art angenehmer Beschäftigung darinn, mir alles, was Ihnen begegnete, lebhaft vor Augen zu stellen.

Werden doch Sie glücklich Freund! Ihre Freundinn, die Ihnen beym ersten Anblick ihr Herz schenkte; die Sie so zärtlich, so aufrichtig liebte; die Ihnen ihre Hand anbot; die Sie verließen; ach! die ist es nicht -- Sie kanns nicht seyn — und wirds in ihrem Leben nie werden. — Für sie sind alle Freuden dahin. Die Blume der Jugend fiel welk von ihrem Haupt, und sie trägt nun die schwere Krone des Kummers und der Betrübniß. Ihre Wohnung ist ihr zur Einöd geworden. Sie schweigt vor Jammer des Tages, und benetzt vor Betrübniß und Schmerz ihr Bett mit Thränen. O! wenn Sie die Arme in ihrem Elende doch sehen könnten! Wie würde Sie so ein jammervoller Anblick rühren! —

Das Bild meines Elends schwebt zu lebhaft vor meinen Augen, als daß ich noch weiter schreiben könnte. Ich habe Ihnen vielleicht schon zu vieles gesagt, ob ich gleich kein End finden

kann,

kann, Ihnen das Traurige meines Schicksals zu schildern. Leben Sie also wohl; werden Sie glücklicher, als diejenige, die durch Ihre Liebe unglücklich wurde! Und vergeben Sie einem unglücklichen Eheweib die Freyheit, Ihr Herz mit solchen Klagen zu beunruhigen.

Mariane.

Rosenberg that seinem Herzen Gewalt an. Der Kampf zwischen Liebe und Ehre war mächtig in ihm. Indeß that er dießmals, was in solchen Fällen allemal das Rathsamste ist. Er zog sich zurück, und war bedacht, die unglückliche Flamme, die in Mariane brannte, nicht noch heller anzufachen. Er vermied alle Gelegenheiten, ihre Leidenschaft höher zu spannen und that sich den grausamen Zwang an, gegen ihre Klagen gleichgültig zu scheinen.

Während dieser Zeit gab sich sein Freund Ehrenfried alle Mühe, ihm einen Dienst zu verschaffen, bey welchen er doch lebenslänglich sein Auskommen hätte. Da sich Rosenbergs Wünsche ohnehin auf keine glänzende Ehrenstellen erstreckten, und da er in Frieden und Ruhe seine

seine Tage vollenden wollte: so brachte es Ehrenfried bey seiner gnädigen Herrschaft so weit, daß Rosenberg als Dorfschullehrer auf einem ihrer Güter angestellt wurde.

Manche Leser werden hier ungeduldig das Buch wegwerfen, da ihre Erwartungen so schrecklich getäutscht wurden. Sie werden sich verwundern, wie doch aus dem Helden der Geschichte noch ein Schulmeister habe werden können. Ein Schulmeister! — So ein verächtliches Thier! — Geduld! Ich habe von dem Lehramte eines Schullehrers viel edlere Begriffe, als daß ich so ein Amt nicht als eines der ersten im Staat betrachten sollte. *) Niemand hat auf das ganze Dorf, und oft auf die ganze Gegend einen grössern, wirksamern Einfluß, als

*) Wenn es ein Unglück ist, in roher Unwissenheit zu leben, ohne Begriffe von Tugend und Laster, von Ordnung und Gesetze, bloß wie eine Maschine bewegt und fortgeschleppt zu werden, wenn es, sage ich, ein Unglück ist, die ursprüngliche Güte seiner Natur durch die grausame Dummheit unsrer Erzieher, oder durch Vorurtheile zu verlieren; so ist es wahrlich

als der Schullehrer und der Prediger. Diese zween sind die wichtigsten Männer, und ich bedaure nur, daß ihr Ansehen so sehr herabfiel, daß ihr

lich ein sehr großes Glück, vernünftig nach den Vorschriften der Natur gebildet zu werden, Tugend und Laster, Ordnung und Gesetze kennen zu lernen, und überzeugt zu werden, daß nur Weisheit unser Herz beruhigen, und Fleiß und Thätigkeit unser Leben glücklich und angenehm machen können.

Aber wie viele Menschen sind im Betref ihrer Erziehuug wol glücklich! Wie viele tausend Menschen sind gar nicht, wie viele schlecht, und nach den verdorbensten Grundsätzen der Unwissenheit, des Eigennutzes, und der Vorurtheile erzogen worden! —

Das Landvolk ist der wichtigste Theil eines Landes. Von seinem Fleiße, von seiner Einsicht im Ackerbau und Viehzucht hangt das Wohl ganzer Staaten ab. Von ihm nährt sich der große Hause der Müßiggänger in Städten, der Tyrann, der seine Schätze, und die Früchte seines mühvollen Fleißes ihm abpreßt, indeß er den Winter hindurch mit seinen Kindern am Hungertuch naget, oder mit denjenigen Speißen, die die Leibhunde großer Herren nicht verzehren würden, sein saures Leben er-

ihr Verdienst so mißkannt und so schlecht belohnt wird. So wichtig aber diese Aemter sind: so gering ist auch die Sorgfalt, mit der man diese

Aem-

erhält, und den Sommer hindurch unter der Last drückender Arbeit ermüdet. Der Landmann öfnet die Quelle der Reichthümer; ohne seine Mühe würde das Geld verschwinden, und sein Herr in Palästen Hungers sterben.

Wer den Landmann nicht ehret, wer es mit Gleichgültigkeit ansehen kann, daß er von Dummheit und Vorurtheilen despotisieret werde, daß man gar keine Anstalt treffe, ihm in guten Landschulen Religion und Tugend, Fleiß und Thätigkeit beyzubringen, wer dieses gleichgültig ansehen kann, verdient wahrlich nicht, ein Mensch zu seyn, oder an den Früchten der Landsindustrie Antheil zu nehmen.

Es ist, wie es scheint, die geringste Staatssorge, brauchbare Männer dem Landvolk darzustellen. Nur gar selten trift man einen geschickten Geistlichen, einen brauchbaren Schullehrer, einen redlichen und rechtschafnen Beamten an. Der Geistliche ist manchmal höchst dumm, faul, und voll von Vorurtheilen. Der Schullehrer, (und wie viele

Dör-

Aemter austheilet. Man wird mehr ungeschickte, pedantische Schullehrer antreffen, als geschick-

Dörfer haben nicht einmal einen Schullehrer?) bettelt, oder ist neben dem, daß er kaum lesen und schreiben kann, höchst unwissend, und der Beamte ist oft zu stolz, um mit seinen Unterthanen menschlich und zu eigennützig, um mit selben gerecht zu verfahren. Wer, der ein Mensch ist, muß diese unglücklichen Opfer der Unwissenheit und der Grausamkeit der Großen nicht bedauern! —

Die Spuren des Elends, der äußersten Armuth, der grausamsten Sclaverey, sind auf dem Lande manchmal so offenbar, daß ein Freund der Menschheit, wenn er sie gewahr wird, unmöglich des Gedankens los werden kan, daß alle diese elende Sclaven, wenn sie fähig wären, den Grund ihres Elendes zu finden, ein Joch, das das drückendste Joch von der Welt ist, abschütteln würden. Allem Ansehen nach scheint diese Unwissenheit der Kleinen sehr viele Vortheile für die Großen zu haben. Hierinn liegt also die elende Kunst, sich zu bereichern, und einen sclavischen Gehorsam zu erzwingen. Das Volk muß getäuscht werden, sagt man. Aber der Fluch, den das Elend seinem Peiniger flucht, wenn alle Täuschung verschwindet, wenn der Augen-

schickte und taugliche. So ist es auch mit den Predigern. Man wird auf dem Lande eher eine lächerliche, als ernsthafte und wahrhaft rührende Predigt hören.

genblick der Entscheidung erscheinet, wo vor dem Richterstuhl der Wahrheit die Menschheit als Richter die Thaten der Großen, wie der Kleinen, abwägt, dieser Fluch ist entsetzlich; und man mag das Andenken, daß solche Tyrannen gelebt haben, in Marmor hauen, in Geschichtbücher schreiben, auf den Kanzeln mit erkauften Lobreden feyern; so wird doch immer der rechtschafne Mann, der das Verdienst in seinem wahren Werth kennt, verächtlich vor den Grabstätten dieser Grausamen vorbeyeilen, die unthätig im Wust der Schwelgereyen sich wälzten, und mit dem bittern Schweiß ihres Volks, als mit dem köstlichsten Wein sich berauschten. —

Die Sorglosigkeit, mit der man bey dem Volk den Geist aller bürgerlichen Tugenden verschwinden läßt, um es um so leichter in die Schranken der Sclaverey zu zwingen, die Kaltblütigkeit, mit der man auf den Richterspruch eines Gesetzes, das dem Landmann nie erklärt, nie heilig gemacht wurde, Menschen mordet; die Grausamkeit, ein Volk das ganze Länder nähret, und, wenn es

Rosenberg hatte von seinem Amte keine andere, als würdige Begriffe. Er trat es mit der äussersten Sorgfalt und zugleich mit dem Vorsatz an, sich alle Mühe zu geben, brauchbare Kenntnisse unter dem Landvolk zu verbreiten. Er war gleich anfangs bedacht, seinen Vortrag so einfach, so natürlich, als möglich zu machen. Er wollte ihren Kopf nicht mit Dingen verwirren, von denen der Landmann eben keinen Nutzen hat. Seine erste Absicht gieng vielmehr dahin, eine reine, einfache und vorurtheillose Religion einzuführen, eine allgemeine Menschenliebe zu erwecken, und den Fleiß wieder gangbar zu machen. Er machte alle seine Lehren brauchbar, und er sagte kein Wort, ohne es nicht durch irgend ein Beyspiel praktisch zu machen. Allein er sah gar wohl ein, daß er für sich, ohne Beyfall und eignes Bemühen und

Un-

die Pflicht erfordert, sein Blut dem Vaterland opfert, zu verachten, zu unterdrücken, zu morden: diese sorglose, kaltblütige Grausamkeit läßt sich durch Nichts entschuldigen. Diese Sünde ist die gröste Sünde; denn sie ist wider die Natur und Menschheit.

Anmerkung des Verfassers.

Unterstützen des Pfarrers ganz wenig werde vermögen können. Er suchte daher alle Mittel, sich denselben auf seine Seite zu bringen, sich zu gewinnen, und ihn doch wenigstens so weit zu bringen, daß er dem Fortgang seiner Bemühungen keine Hindernisse in den Weg lege. Das Beßte war, daß der Pfarrer keiner von jenen unruhigen, allen Neuerungen entgegen strebenden Trozköpfen war; sondern er ließ alles seinen Weg gehen, wenn ihm nur der Zehend richtig ausgeliefert wurde, und daß er an dem Lehramt eines Dorfschulmeisters Antheil nehmen müsse, daran hat er in seinem Leben noch nie gedacht. Er liest Morgens seine Messe; betet dann sein Brevier; dann speißt er; und nach Tische geht er entweder ins Wirtshaus zum gewöhnlichen Zeitvertreib, zum Kartenspiel nämlich, oder er besucht einen Pfarrer in der Nachbarschaft, wo er sichs denn allemal recht weidlich behagen läßt. Unterdessen wird das ganze Jahr an keinen Unterricht der Jugend gedacht; und wenn die Eltern auch unwissend sind, so ist es die natürlichste Folge von der Welt, daß die Kinder aufwachsen, wie das liebe Vieh.

Es war also ein Glück für das Volk in dieser Gegend, einen Mann zu haben, der das schwere Geschäft auf sich nimmt, Kinder zu erziehen. Er hat es auch wirklich so weit gebracht, daß er sich nicht nur die Liebe seines Dorfes, sondern der ganzen Gegend gewann. Wer ein Kind hatte, der schickte es in Rosenbergs Schule; und keines wurde zum Mann, ohne seinem würdigsten Lehrer für den genoßnen Unterricht zu danken. Er brachte in kurzer Zeit wieder ein neues Leben unter das Landvolk, daß unter der Bedrückung unzähliger Tyrannen beynahe zu Boden sank. Er half dem Fleiße und der Arbeitsamkeit auf, und es war kein Plätzchen in der ganzen Gegend, wo man nicht Spuren der allgemeinen Industrie antraf. Eben so verhütete er auch die vielen Proceße, in die sich oft das arme Landvolk aus Unwissenheit und Einfalt einließ, und wenn dasselbe an die Herrschaft eine Klage oder Bitte hatte: so verfaßte er immer unentgeltlich ihre Klag- und Bittschriften. Dadurch erregte er nun auch bey seiner Herrschaft Aufmerksamkeit, und man belohnte seinen Fleiß und seine redliche Absichten

da

dadurch, daß man ihm einen eignen Vorzug beylegte.

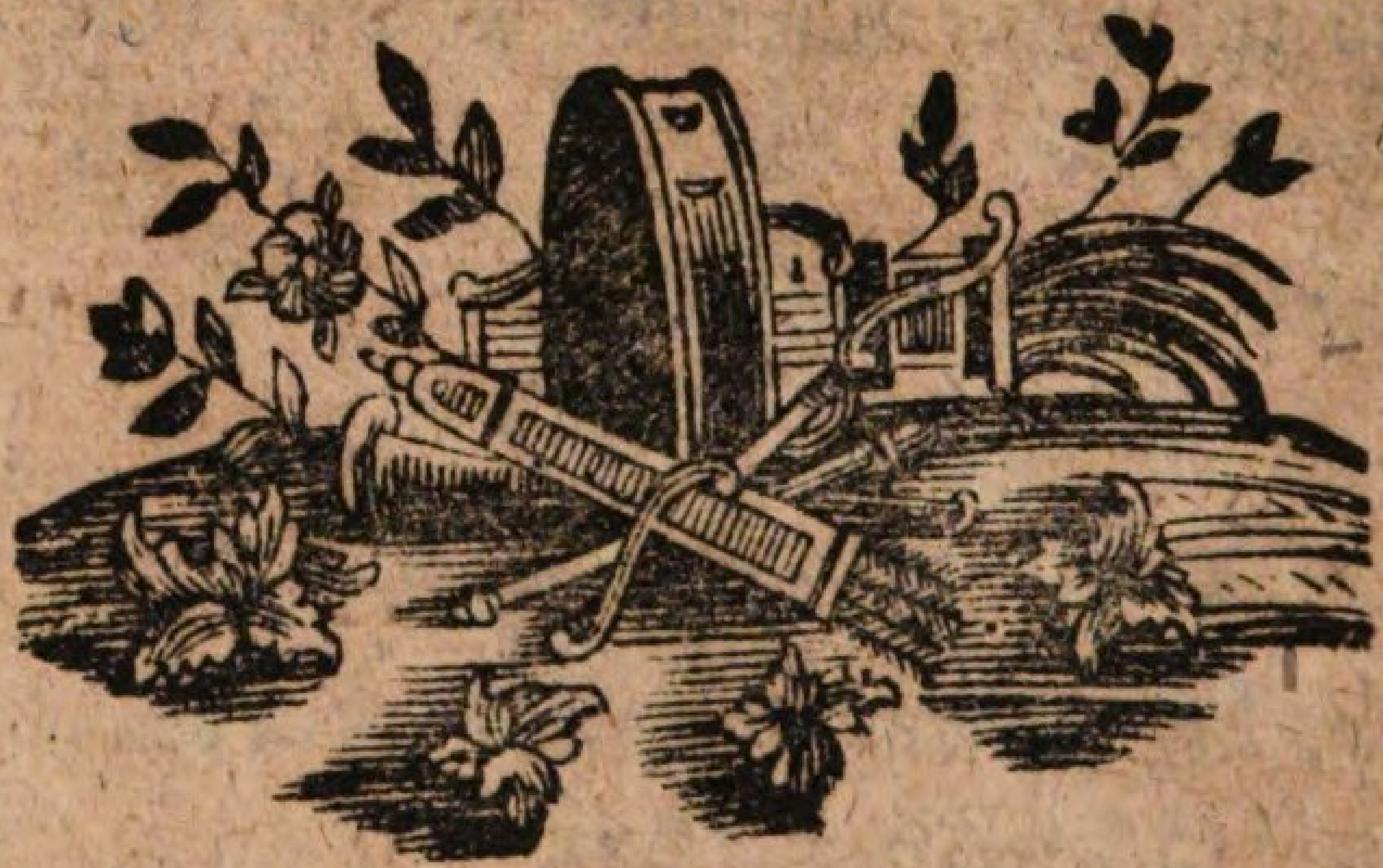
Seine Erhohlungsstunden wiedmete er seinen Freunden, mit denen er biß an das Ende seines Lebens Briefe wechselte. Besonders sind die Briefe merkwürdig, die er an den jungen Mönchen schrieb, der nach vielen Verfolgungen, und nach hundert vergeblichen Versuchen, das Kloster zu verlassen, endlich die Erlaubniß erhielt, seine Mönchskutte abzuziehen, und nun ruhig und zufrieden auf einer Pfarre seine Tage unter rühmlichen Beschäftigungen lebet.

* * *

So sind die Schicksaale der Menschen! Der Geist der Welt, der über alles, was lebt und schwebt, herrschet, hat dem menschlichen Leben oft rauhe und harte Pfade vorgezeichnet. Und doch geht alles nach weisen Absichten in der beßten Ordnung dahin. Wenn wir auch leiden: so geschieht es nach geheimen Fügungen des Himmels, der die Thränen der Unglücklichen gewiß nicht vergeblich weinen läßt. Selbst unsre Leiden sind manchmal süßer und beruhigender

gender, als alle rauschende Freuden einer betrunkenen uud lärmenden Gesellschaft; und wessen Herz noch der Thränen fähig ist: O! da sind noch Keime der Unschuld und Verlangen nach süßern Freuden.

Zerstöre nicht den Keim der Tugend durch wilde Ausschweifungen, lieber Jüngling! und du wirst biß an das Ende deines Lebens auch im Elend und Mangel noch glücklich seyn!



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rosenberg eine bayrische Klostergeschichte in zwey Theilen

Frankfurt und Leipzig 1783

Bavar. 2281 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10377826-6
VD18 14538474